Eisenbahn-Unterhaltungen
Die Freiherren von Falkenburg.

Digitized by Google

Die

Freiherren von Falkenburg.

Criminalgeschichte

von

J. D. H. Temme.

Berlin, 1864.

Verlag von Gustav Behrend.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Trauung. *)

Bei dem Criminalgerichte ging ein Schreiben folgenden Inhalts ein:

„Gestern Abend ist die Freifrau von Falkenburg auf Schloß Falkenburg gestorben. Sie war vergiftet. Ihr Mörder ist ihr Gemahl, der Freiherr von Falkenburg. Das Verbrechen wird festgestellt werden durch Vernehmung des Schloßgeistlichen und der alten Amme im Schlosse. Es wird sich dabei zugleich weiter herausstellen, daß die Verstorbene nicht eine Freifrau von Falkenburg war und daß ihr Gemahl kein Freiherr von Falkenburg, sondern ein Abenteurer und Betrüger ist, und daß folglich auch dem Sohne der Beiden weder der Name, noch die Rechte eines Freiherrn von Falkenburg zustehen."

Das Schreiben war mit keiner Unterschrift versehen; es war darin weder Ort noch Zeit seiner Absendung angegeben; man fand es am frühen Morgen in dem Briefkasten des Gerichts.

Auf anonyme Denunciationen soll nach den Gesetzen nur dann irgend eine Rücksicht genommen werden, wenn sie besondere Umstände und Beweismittel enthalten, die bei näherer Nachforschung für richtig befunden werden.

*) Vor Nachdruck dieser Erzählung wird ausdrücklich gewarnt.

Digitized by Google

Das Schreiben enthielt zudem, wenigstens seinen Worten nach, so auffallende Widersprüche, und war jedenfalls so eigenthümlich gefaßt, daß man auf den Gedanken irgend einer absichtlichen Mystification kommen konnte.

Aber es handelte sich um einen Mord.

Der Director des Criminalgerichts versammelte das Collegium sofort in einer Sitzung, um zu berathen, ob etwas und was auf das sonderbare anonyme Schreiben zu veranlassen sei.

Keinem am Gerichte waren die Verhältnisse der freiherrlichen Familie Falkenburg und des Schlosses Falkenburg näher bekannt. Das Schloß lag in einem entfernten Winkel des Gerichtsbezirks. Verbrechen waren in jener Gegend selten vorgefallen; sie waren nie von so großer Bedeutung gewesen, daß sie eine Untersuchung an Ort und Stelle erfordert hätten. So war niemals ein Beamter des Criminalgerichts hingekommen. Nur ein paar ältere Mitglieder des Gerichts wollten sich erinnern, vor mehreren Jahren gehört zu haben, daß der ehemalige Besitzer von Falkenburg plötzlich in der Fremde gestorben sei. Es sei dabei von einem Sturze mit dem Pferde gesprochen, aber auch von andern verdächtigen Umständen, deren man sich indeß jetzt nicht mehr erinnern konnte. Der Verunglückte habe nur einen Sohn hinterlassen, mit dem er früher sich im Auslande aufgehalten habe. Dieser Sohn, wollte man ferner wissen, sei vor zwei oder drei Jahren mit einer jungen Frau nach Schloß Falkenburg zurückgekehrt. Aber man wußte Alles nur unbestimmt, nebelhaft, vom entferntesten Hörensagen.

Uebrigens war das Gut Falkenburg als eins der größten und reichsten Güter der Gegend bekannt; die Leute nannten es eine Herrschaft.

Mehr wußte man nicht.

Es gab keinen Anhalt für irgend eine weitere Untersuchung des denuncirten Verbrechens.

Indessen waren in der Denunciation bestimmte Beweismittel angegeben: der Schloßgeistliche und die alte

Digitized by Google

Amme. Geſetzlich mußte alſo bei dieſen Beiden nachgeforſcht werden. Andererſeits war aber jener Verdacht einer abſichtlichen Myſtification nicht ganz zu beſeitigen. Jede Nachforſchung mußte alſo mit der größten Vorſicht vorgenommen werden. Dagegen war wieder nach einer dritten Seite hin die größte Beſchleunigung nöthig. Das anonyme Schreiben war wahrſcheinlich in der Nacht in den offenen, vor der Gerichtsthür befindlichen Briefkaſten geworfen, alſo am geſtrigen Tage geſchrieben; die Freifrau von Falkenburg war mithin ſchon am vorgeſtrigen Tage geſtorben, und ſchon am heutigen Tage konnte ihre Beerdigung erwartet werden.

Unter dieſen Umſtänden beſchloß das Gericht, ſofort einen Inquirenten an Ort und Stelle zu ſchicken, der zwar mit der äußerſten Vorſicht und Schonung verfahren, für den Fall der Entdeckung eines Verbrechens aber alle Machtbefugniſſe des Criminalrichters ausüben ſolle.

Was hatte ſich auf dem Schloſſe Falkenburg zugetragen? Welche Menſchen lebten, welche Zuſtände herrſchten dort? Welche frühern Ereigniſſe hatten die Menſchen dahin geführt, die Zuſtände geſchaffen?

Greifen wir, und zwar nur um wenige Monate, in die Geſchichte der Menſchen und der Zuſtände dort zurück.

Das Dampfſchiff, das von Lauſanne kam, legte an dem Landungsplatze in Genf an.

Unter den vielen Reiſenden, die ausſtiegen, fiel ein junger Mann auf, eben ſowohl durch ſeine hohe, ſtolze Geſtalt, wie durch ſein finſteres, melancholiſches Ausſehen.

Am Ufer hielten die Wagen der Gaſthöfe der Stadt, um die ausſteigenden Fremden aufzunehmen und den Hotels zuzuführen.

Der junge Mann ging, einen leichten Reiſeſack in der Hand, zu dem Wagen des ecu de Genève, übergab dem Diener des Hotels, der an dem Wagen ſtand, den Sack und ſagte kurz, faſt eilig:

Digitized by Google

„Ein Zimmer! Die Sachen hinein! Ich folge bald.“

Dann lenkte er ſeine Schritte in die Stadt hinein, über den Hafenplatz, in die Rhoneſtraße.

Er hatte ein Geſchäft in der Stadt; es mußte ein dringliches ſein und kein angenehmes. Seine Geſichtszüge verfinſterten ſich je mehr, je weiter er ging.

Er ſchritt quer durch die Rhoneſtraße, dann durch die rues basses und gelangte durch Nebenſtraßen in die kleine und ſtille rue des Chanoines.

Vor einem kleinen Hauſe, faſt am Ende der Straße, machte er Halt. Er las über der Hausthür die Nummer und beſah ſich das Haus; es mußte das geſuchte ſein, denn er ging hinein.

In dem Innern erſtieg er drei ſchmale hölzerne Treppen und ſtand nun auf einem offenen, kleinen Hausflur.

Es war Niemand anweſend, überall herrſchte tiefe Stille. Der Fremde ſah auch keinen Klingelzug, durch den er ſich hätte anmelden können.

An dem Flur waren mehrere Thüren. Vor einer lag eine kleine Strohdecke. Hier mußte ein Wohnzimmer ſein.

Der Fremde klopfte an die Thür, erhielt indeß keine Antwort. Aber er hörte Geräuſch im Innern. Jemand hatte ſich erhoben und ſchritt auf die Thür zu. Es war ein leichter, langſamer Schritt.

In das blaſſe, finſtere Geſicht des Fremden war eine flüchtige Röthe geſtiegen. Sie zeigte die Aufregung ſeines Innern, ſonſt war ſeine Haltung ſtolz, ſein ganzes Aeußere feſt und ruhig geblieben; kein Zug in ſeinem Geſichte veränderte ſich.

Die Thür des Zimmers wurde geöffnet, und eine junge Frau ſtand vor dem Fremden.

Daß ſie eine Frau war, ſah man an dem Kinde, welches ſie auf dem Arme trug, einem blühenden Knaben von etwa einem Jahre, in deſſen reizenden Zügen man die Mutter wieder erkannte.

Sie war eine ſchöne Frau, von hohem, ſchlankem Wuchs; aber ihre Geſtalt war nicht ſtolz und aufrecht, und das

Digitized by Google

ſeine Geſicht war bleich, ſehr bleich. Die ganze Erſcheinung zeigte Leiden und Unglück.

Sie erſchrak heftig, als ſie den jungen Mann ſah, ja ſie ſchrie laut auf.

„Guſtav!“ lautete ihr Ausruf.

Sie flog in das Zimmer zurück, als könnte ſie ihn nicht anſehen, als wollte ſie ſich vor ihm verbergen.

Er folgte ihr, ruhig, ohne jedes Zeichen einer Aufregung; auch die Röthe war wieder aus ſeinem Geſichte entwichen. Er ſchien eiskalt zu ſein, und ſein Blick war finſterer geworden.

Die junge Frau hatte ſich auf ein Sopha geworfen; ſie drückte ihr Kind feſt an ſich, an ihre Bruſt, an ihr Geſicht, als wenn ſie das Kind, als wenn das Kind ſie beſchützen ſolle.

Der junge Fremde trat vor ſie.

„Emma, Sie ſind unglücklich!“ ſagte er.

Er ſprach es nicht theilnahmsvoll; ſeine Stimme klang faſt hart. Sie antwortete ihm nicht, ſondern verbarg ihr blaſſes Geſicht an dem blühenden Geſichtchen des Kindes.

„Sie ſind eine Verlaſſene,“ fuhr der junge Mann fort.

Sie antwortete wieder nicht; ſie erhob das Geſicht nicht; aber er hörte ſie weinen an dem Geſichte des Kindes. Ihre Thränen machten ihn nicht weicher.

„Und,“ fuhr er vielmehr härter fort, „Ihr Kind iſt eine Waiſe, ein —“

Sie ſprang auf.

Ihr Geſicht war voll Thränen, aber zwiſchen den Thränen glühte der Zorn, und es war ein edler Zorn.

„Menſch!“ rief ſie, „biſt Du darum gekommen —?“

Aber ſie wollte es nur rufen. Die Worte erſtarben ihr, halb ausgeſprochen, auf den Lippen. Sie ſank auf das Sopha zurück, und dann ſagte ſie mit einer weichen, leidenden Stimme, wie bittend:

„Guſtav, bin ich nicht ſchon unglücklich genug?“

„Ja,“ erwiderte ihr der junge Mann, „Du biſt unglücklich genug.“

Digitized by Google

Er ſagte es nicht mehr hart, aber kalt, und als wenn er damit zugleich einen feſten Entſchluß ſeines Innern ausſpreche.

Sie ſah ihn an, aber ſein Geſicht war unbeweglich, und man las nichts darin.

„Haſt Du Nachrichten vom Freiherrn?“ fragte er ſie ruhig.

„Er iſt hier,“ antwortete ſie.

„Hier?“ rief er verwundert.

„Seit geſtern Abend. Der Vater war heute früh bei mir und theilte es mir mit.“

„Ja. Der Vater hatte mir geſchrieben, ich würde ſeinen Aufenthalt bei Dir erfahren.“

„Der Vater hat Dir geſchrieben?“

„Wie Du hörſt. Er ſagte Dir nichts davon?“

„Kein Wort.“

Der junge Mann wurde nachdenklich.

„Du biſt auf des Vaters Veranlaſſung hier?“

„In Folge ſeines Briefes.“

„Und in welcher Abſicht?“ fragte ſie angelegentlich, mit tiefer Aengſtlichkeit in ihrer Stimme.

Er antwortete nicht, ein Entſchluß arbeitete in ſeiner Seele; endlich hatte er ihn gefaßt.

„Was haſt Du vor, Guſtav?“ rief ſie.

Wiederum antwortete er nicht.

„Wo wohnt der Freiherr?“ fragte er nur.

„In ſeinem früheren Hotel.“

„Allein?“

„Der Vater ſagte mir, er habe Geſellſchaft aus Paris mitgebracht.“

„Ah, aus Paris kommt er!“

Der junge Mann wollte gehen. Die Frau hielt ihn auf.

„Noch einmal, Guſtav, was haſt Du vor? Ich leſe in Deinem Geſichte —“

„Nichts, nichts!“ ſagte er halb zerſtreut, halb wieder hart. Kalt und gemeſſen war er immer geblieben, auch

Digitized by Google

als die Stimme der Frau weich, ja als ihr Ton sogar, wie unbewußt in Folge alter, langer Gewohnheit, ein zutraulicher, beinahe ein herzlicher gegen ihn geworden war. Ohne zu grüßen, wollte er sich entfernen.

„Werde ich Dich wiedersehen?" rief sie ihm noch nach.

„Ich glaube wohl," sagte er, und er sprach die Worte in einem so sonderbaren Tone, daß die Frau unwillkürlich aufzuckte. Er verließ das Haus, die Straße. Er kehrte zum See zurück. Aber er ging nicht in das Hotel zum ecu de Genève, sondern suchte den großen Quai auf und schritt dort in eines der größten und elegantesten Häuser.

Hatten seine Gesichtszüge auf seinem ersten Wege sich mehr und mehr verfinstert, je weiter er ging, so zeigten sie jetzt bei jedem seiner Schritte einen festeren, einen stolzeren, aber auch einen härteren, einen fast unheimlichen Entschluß. In dem großen eleganten Hause ging er eine breite steinerne Treppe hinauf. Er stand vor einem verschlossenen Entree, an welchem ein Glockenzug vorhanden war, den er zog.

Ein alter Mann mit schneeweißen Haaren öffnete die Thür des Flurs. Er trug einen schwarzen Frack, eine weiße Halsbinde und sah aus, wie der Kammerdiener eines vornehmen Herrn, doch war er noch rüstig, hatte aber etwas Gedrücktes, Trauriges in seinem Aeußern.

„Guten Abend, Theodor," sagte der Fremde zu ihm.

„Sie schon hier, Herr —?"

Der Fremde unterbrach ihn.

„Nenne nicht meinen Namen!" sagte er hastig, leise, bedeutungsvoll.

Der alte Mann hatte sich im ersten Augenblicke freuen wollen, als er den jungen Mann erkannte; eine plötzliche Angst hatte ihn nicht dazu kommen lassen. Tiefbesorgt sah er den Fremden an.

„Ist Dein Herr zu Hause?" fragte dieser ihn.

„Sie wollen sich gerade zu Tisch setzen."

„Wer mit ihm?"

„Noch zwei Herren und zwei Damen, die mit uns aus Paris gekommen sind.“

„Die Damen demi-monde?“

„Ja.“

„Und die Herren wohl ein paar französische Industrieritter, Freunde der Damen?“

„Sie haben es errathen.“

„Es war zu denken. Bis zu solcher Gesellschaft ist er heruntergekommen. In einer anderen, besseren fühlt er sich nicht mehr wohl.“

Der junge Mann sagte es bitter, aber doch traurig.

Der Greis zuckte die Achseln.

„Führe mich,“ fuhr der junge Mann fort, „in ein Cabinet und rufe ihn zu mir.“

„Jetzt gleich? Noch vor Tisch?“

„Gerade jetzt.“

„Darf ich fragen, was Sie mit ihm wollen?“

„Du wirst es erfahren.“

„Sie haben Emma schon gesprochen?“

„Ja.“

Der Greis sah den jungen Mann noch ängstlicher an, aber er fragte ihn nicht weiter. Er führte ihn in ein elegantes Cabinet und entfernte sich, um seinen Herrn zu rufen.

„Nenne ihm meinen Namen leise,“ rief ihm der Fremde noch nach.

Während der Greis sich entfernte, schritt der junge Mann nachdenklich in dem Gemache auf und ab. In einem Zimmer nebenan war es laut. Männer und Frauen sprachen lebhaft, scherzten, lachten. Er achtete nicht darauf. Da öffnete sich die Thür des Cabinets und zu dem jungen Mann trat ein zweiter. Er war ebenfalls hoch und schlank wie der erste, ebenfalls stolz wie dieser, noch stolzer, auch sah er blaß aus; aber es war die Blässe der Ausschweifung. Er konnte dreißig Jahre zählen, war jedoch abgelebt wie ein kranker Mann von funfzig Jahren. Die erschlafften Züge seines Gesichts verriethen ein plötz-

liches Erschrecken, doch richtete er sich sogleich stolz in die Höhe, als er eintrat, und fragte kurz und vornehm:

„Was führt Dich zu mir?"

Kalt und gemessen antwortete der Fremde:

„Mich führt das Verlangen, ja, die unabwendbare Nothwendigkeit her, Dir zu erklären, daß Du ein Schurke bist."

Durch das fahle Gesicht des Andern flog eine dunkle Röthe, er wollte zornig auffahren, aber das war nur eine augenblickliche Aufwallung, nur eine Reminiscenz seines Nervensystems aus einer früheren, längst vergangenen besseren Zeit. Er besann sich und lächelte höhnisch.

„Ach, mein Freund, Du verspürst wohl nur das unabwendbare Verlangen, durch meine Bedienten aus dem Hause geworfen zu werden."

„Du könntest auch Deine saubere Gesellschaft hier nebenan dazu herbeirufen," erwiderte mit kalter Ruhe der Fremde. „Indessen, Du müßtest Dich mit dem, den Du, sei es durch Deine Bedienten oder Genossen, hättest aus dem Hause werfen lassen, erst recht schlagen, und Du weißt, daß Du Dich mit mir schlagen mußt, wenn ich es will. Und ich will es. Darum bin ich gekommen; darum habe ich Dich einen Schurken genannt; darum wiederhole ich Dir, daß Du ein gemeiner, niederträchtiger Schurke bist, den ich todtschießen will und todtschießen werde, wenn es Dir nicht gelingen sollte, mich niederzuschießen."

Der Fremde sprach mit der vollsten Ruhe, aber auch mit der vollsten Entschlossenheit. Daß es in seinem Innerem zugleich brannte und kochte, zeigte nur die Leichenbläße, die sein Gesicht bedeckte.

Auch der Freiherr wurde blaß, aber es war nicht die Bläße des Zorns, der Wuth. Er mochte den Mann, der als sein Todfeind ihm gegenüberstand, kennen, denn er hatte seine stolze, vornehme Haltung verloren; und war nachdenklich geworden.

„Du kommst von ihr!" sagte er.

„Ja."

„Können wir uns nicht arrangiren?"

„Arrangiren —?"

„Emma soll —"

„Kein Wort weiter! Es giebt nur ein Mittel. Du kennst es."

„Nein! Ich sollte mich zwingen lassen?"

„Gezwungen oder freiwillig, Du wählst dieses Mittel oder —"

„Nein!" sagte der Freiherr noch einmal und mit einer Entschiedenheit, die der seines Gegners nichts nachgab, während er zugleich sich stolz aufrichtete.

„So willst Du Dich mit mir schießen?" fragte ihn ruhig der Fremde.

„Ja."

„Wann? Hoffentlich noch heute?"

„Du wirst erlauben, daß ich vorher dinire?"

„Wann wird Dein Diner beendigt sein?"

„Um sieben. Wir haben jetzt sechs; ich werde mich beeilen."

„Wo werden wir uns treffen?"

„Im Kastanienwäldchen hinter Carouge, wenn es Dir genehm ist."

„Es ist mir recht."

„So werde ich um halb acht Uhr da sein. Es ist dann noch hell."

„Gut. Ich werde mich nicht verspäten. Du hast zwei Herren bei Dir, nicht wahr?"

„Zwei Bekannte aus Paris."

„Können sie unsere Sekundanten sein?"

„Ich habe nichts dagegen. Wünschest Du, daß ich auch einen Arzt mitbringe?"

„Um meinetwillen nicht."

„Um meinetwillen auch nicht."

„Noch Eins, unter welchem Namen kennen Dich Deine Pariser Bekannten?"

„Ich bin ihnen ein Baron Sternau aus Ungarn."

„Wer soll ich ihnen sein?"

„Wer Du willſt.“

„Ein Baron von Berger aus Deutſchland dann.“

„Und die Urſachen unſeres Streites?“

„Welche Du willſt. Frage ſie jetzt, ob ſie ſekundiren wollen.“

Der Freiherr ging in das Zimmer nebenan. Er kam nach einer Minute zurück.

„Sie ſind bereit.“

„So haſt Du nur noch für Piſtolen zu ſorgen.“

Der Fremde ging. Sein Weg führte ihn an dem Zimmer vorüber, in dem die Geſellſchaft ſich gerade zu Tiſch ſetzen wollte. Es wurde lauter darin gelacht, als vorher. Der Freiherr mußte ſchon wieder bei der Geſellſchaft ſein. Ob ſie über das Duell lachten?

Der alte Kammerdiener Theodor war nicht wieder an der Thür; er wartete wohl an der Tafel auf. Ein anderer Bedienter ließ den Fremden hinaus. Dieſer ging in das Hotel zum ecu de Genève, ließ ſich einen Wagen beſtellen, bezahlte das verlangte Zimmer, von dem er keinen Gebrauch gemacht hatte, nahm ſeinen Reiſeſack in Empfang und ſetzte ſich in den Wagen.

„Nach St. Julien,“ befahl er dem Kutſcher.

Der Wagen fuhr über den pont des Bergues, an dem quai des Bergues entlang, durch die Montblancſtraße, in die Landſtraße, die nach St. Julien führt. Sie führt dabei über Carouge. Vor dem Wirthshauſe zum ecu de Savoye in Carouge ließ der Fremde den Wagen halten.

„Ihr könnt zurückfahren,“ ſagte er zu dem Kutſcher. „Ich habe mich anders beſonnen. Ich werde hier bleiben.“

Er bezahlte den Kutſcher, und dieſer fuhr nach Genf zurück.

Der Fremde begab ſich in das Gaſthofszimmer, nahm eine Zeitung und ſetzte ſich an ein Fenſter, an dem er den Weg von Genf überſehen konnte. Er ſaß und las ganz ruhig; daß er einen Zweikampf auf Leben und Tod vorhabe, konnte ihm Niemand anſehen.

Es wurde halb acht Uhr Abends. In der Straße

von Genf kam im raſchen Trabe ein Wagen herangefahren und hielt vor dem Gaſthofe. Drei Herren ſtiegen aus, der Freiherr mit zwei Begleitern.

Der Fremde verließ das Wirthshaus, und während die drei Herren ſich noch auf der Straße umſahen, ſtand er ſchon bei ihnen. Man verbeugte ſich gegenſeitig ſtumm; alle Vier gingen dann, ohne das Wirthshaus zu betreten, in der Straße weiter. Der Wagen blieb zurück. Die Vier gingen ſchweigend neben einander. Als ſie am Ende der Straße und des Orts waren, ſahen ſie in der Entfernung einer kleinen Viertelmeile, ſeitab von der Landſtraße ein Kaſtanienwäldchen vor ſich liegen, und auf dieſes gingen ſie zu.

Unterwegs hatte Einer den Anderen betrachten können. Die beiden Begleiter des Freiherrn waren junge Männer, wie dieſer; vielleicht nicht ganz ſo verlebt, wie er, dafür die vollendeten gemeinen, aber ſchlauen und gewandten Pariſer Induſtrieritter. Der Eine trug das rothe Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloche, der Andere einen anderen Orden, wahrſcheinlich von ſeiner eigenen Erfindung; ſie waren ja in fremdem Lande, wo ſich Niemand um das unbefugte Tragen eines Ordens kümmert. Freilich aus einem andern Grunde hätte die Polizei ſich wohl um ſie bekümmern können. Wenn man die ſpitzbübiſchen Geſichter genau anſah, ſo kam man unwillkürlich auf den Gedanken, etwas höher hinauf über den Orden, auf der Schulter, müßten unter der eleganten Kleidung ſich die berüchtigten Bagnobuchſtaben T. F.*) finden.

Sie waren Beide etwas erhitzt, von dem Champagner wohl, den ſie bei Tiſche getrunken hatten. Gleichwohl verhielten ſie ſich ſchweigend, ernſt, möglichſt vornehm.

In angeborener Vornehmheit ging der Freiherr neben ihnen. Er war bis zu ſolchen Menſchen heruntergekommen, hatte der Fremde vorhin von ihm zu dem alten

*) travaux forcés, Zwangsarbeit. Das Brandmal der franzöſiſchen Sträflinge.

Kammerdiener gesagt. Aber welch ein Unterschied noch immer zwischen dem deutschen Freiherrn und den Französischen Industrierittern. Er war ebenfalls erhitzt, aber nicht vom Weine; ein innerer Kampf regte ihn auf; man sah es ihm an. Die verhängnißvolle Scene, die vor ihm lag, drückte ihn nieder. Sein Stolz wollte die drückende Last abwerfen, doch da traten Gedanken und Erinnerungen aus seinem früheren Leben dazwischen, und vielleicht bereute er, wie er so heruntergekommen sei und jetzt dem Tode entgegen gehen oder tödten müsse.

Der Fremde folgte den Dreien mit der ganzen Unbeweglichkeit seines bleichen, melancholischen, finsteren Gesichts.

Sie hatten das Kastanienwäldchen erreicht. Darin fanden sie eine lichte, rings von Bäumen umschlossene Stelle. Niemand war ihnen auf ihrem Wege begegnet, rings umher ließ kein Geräusch sich hören. Sie machten Halt.

Einer der beiden Franzosen nahte sich dem Fremden.

„Mein Herr Baron von Berger, ich werde die Ehre haben, Ihnen zu secundiren. Ich bin der Chevalier —. Mein Freund, der dem Herrn Baron von Sternau secundiren wird, ist der Herr Vicomte —."

Er nannte zwei beliebige vornehme französische Namen. Der Fremde verbeugte sich kalt.

„Ich bin Ihnen dankbar, mein Herr," sagte er nur. „Treffen Sie die Arrangements."

„Wie wünschen Sie sich zu schießen?" fragte der Franzose.

„Ueber das Schnupftuch."

„Parbleu!" rief überrascht der Franzose.

Er ging zu seinem Kameraden und dem Freiherrn. Sie wechselten nur wenige Worte mit einander. Man sah, wie der Freiherr sofort einverstanden war. Einen festen, sicheren, entschlossenen Muth hatte er wenigstens.

Die beiden Secundanten suchten in der Mitte der Lichtung den Platz des Duells aus. Sie luden dann zwei Pistolen, die sie aus den Brusttaschen hervorzogen — die

beiden Induſtrieritter hatten auch darin Gewandtheit. — ſie gaben jedem der Duellanten eine der geladenen Waffen in die Hand, und dieſe begaben ſich in die Mitte der Lichtung, wo ſie ſich einander gegenüberſtellten.

Der Freiherr zog ein ſeidenes Tuch aus der Taſche. Er faßte den einen Zipfel des Tuches, der Fremde den anderen. Sie traten dann Beide zurück, ſoweit das Tuch reichte.

Es war dies Alles ſchweigend geſchehen.

Einer der Secundanten nahm noch das Wort. Er wandte ſich an den Fremden.

„Mein Herr, wäre keine Verſöhnung möglich?“

„Nein!“ war die kurze Antwort.

„Unter keinen Umſtänden?“

„Unter dem einzigen, daß mein Gegner thut, was ich von ihm verlangt habe.“

Die Secundanten ſahen den Freiherrn an.

„Nein!“ ſagte dieſer eben ſo kurz.

„Wohlan denn, meine Herren,“ ſagten die Secundanten, um auf das Commando zum Schießen vorzubereiten.

Die Sonne ging unter. Ihre letzten Strahlen fielen durch die Zweige und Blätter der Kaſtanienbäume. Sie beſchienen zwei leichenblaſſe, aber todesmuthige Geſichter.

„Fertig, meine Herren!“ erſcholl das Commando eines der Secundanten.

Die beiden Duellanten erhoben ihre Waffen.

„Los!“

Der Fremde ſchoß. Der Freiherr wollte losdrücken; er fiel zur Erde. Das Blut quoll ihm aus der Bruſt.

Die beiden Secundanten warfen ſich neben ihm nieder. „Er ſtirbt! Die Kugel hat das Herz durchbohrt! Er iſt todt!“

Auch der Fremde kniete neben ihm. „Haſt Du mir noch etwas zu ſagen?“ fragte er.

Aber er hatte zu einem Todten geſprochen. Das aus dem Munde hervorquellende Blut hatte den letzten To-

desseufzer des Gefallenen erstickt; die Augen waren gebrochen.

Der Fremde und die Secundanten erhoben sich.

„Was werden wir nun machen?" fragten die Secundanten.

„Jeder rette sich, wie er kann," war die finstere Antwort.

„Und der Todte?"

„Ist nicht mehr zu retten. Bleibe er liegen, wo er liegt."

Der Fremde entfernte sich mit den Worten. Er ging tiefer in das Kastanienwäldchen hinein, nach der Grenze von Savoyen. Die beiden Franzosen kehrten in der Richtung nach Carouge zurück.

Die Sonne war untergegangen. Es fing an zu dunkeln.

Eine halbe Stunde später kam Jemand zu dem Todten, es war der Fremde, der ihn erschossen hatte. Er kam durch das völlig eingetretene Dunkel des Abends leise und langsam unter den Bäumen hervor. Er kniete neben dem Todten nieder.

Die Leiche lag noch vollkommen so, wie sie vor einer halben Stunde erschossen war.

Die Hand der Leiche hielt noch das Schnupftuch. Der Fremde entwand es der Hand und steckte es zu sich.

Der Todte trug in der Westentasche an einer Haarkette eine goldene Uhr. Der Fremde löste die Kette von der Leiche und nahm Uhr und Kette in Besitz. Er fand ferner in der Brusttasche des Todten eine Brieftasche und steckte auch diese zu sich. Dann stand er auf; er wollte gehen, doch vorher sah er sich noch einmal die Leiche an und kniete neben ihr nieder.

An ihrer linken Hand befand sich ein schwerer goldener, alterthümlich geformter Siegelring. Er streifte den Ring von dem Finger des Todten und steckte ihn an seinen eigenen Finger. Dann ging er.

Er hatte Alles eilig gethan. Mit schnellen Schritten

entfernte er ſich, ging um das Städtchen Carouge herum und ſchlug die Landſtraße ein. Der Abend war dunkel. Perſonen, die ihm begegneten, hatten ihn nicht beachten können. So kam er nach Genf zurück. Es war zehn Uhr, als er dort wieder anlangte. Er ging gerades Weges zu dem Hotel des Freiherrn, ſtieg in dem großen Hauſe die beiden Treppen wieder hinauf und zog die Glocke an der Thür, die in die Wohnung des Freiherrn führte.

Ein Diener öffnete die Thür. Es war nicht der alte Kammerdiener.

„Rufen Sie Theodor hierher," befahl ihm der Fremde.

Der Diener entfernte ſich.

Der greiſe Kammerdiener erſchien, er erſchrak heftig, als er den Fremden ſah.

„Um des Himmelswillen, was iſt geſchehen?"

„Dein Herr iſt todt."

„Der Freiherr todt?"

„Ich habe ihn erſchoſſen."

„Sie? Sie?"

„Ja. Führe mich in ſein Cabinet."

Der greiſe Diener gehorchte. Er ging zitternd und konnte ſich kaum aufrecht halten. Der Fremde folgte ihm, mit feſtem Schritt, mit eiſernem Geſicht.

Die Beiden blieben eine Stunde in dem Kabinet des erſchoſſenen Freiherrn beiſammen.

Als ſie wieder heraustraten, trug das Geſicht des alten Dieners den Ausdruck einer ſchweren Bekümmerniß, aber zugleich einer tiefen Reſignation. Die Geſichtszüge des Fremden waren unbeweglich und finſter wie vorher.

So verließ er das Hotel; ſo ging er in die rue des Chanoines, dort in das kleine Haus, in dem kleinen Hauſe die drei ſchmalen Treppen hinauf, in den kleinen Flur.

Er klopfte an die Thür, die ihm am Nachmittag geöffnet worden war.

„Emma!" rief er leiſe.

Die blasse junge Frau war noch auf, sie öffnete ihm die Thür. Er trat zu ihr in das Zimmer.

„Du bist gerächt, Emma," sagte er mit dem finstern Gesichte, mit eiskalter Stimme.

Sie hatte ihn angesehen.

„Allmächtiger Gott!" schrie sie auf. „Was hast Du gethan?"

„Ich habe ihn erschossen!" sagte er kalt, „im ehrlichen Duell," fügte er dann hinzu.

Sie war auf das Sopha gesunken, sie rang die Hände und bedeckte damit ihr Gesicht.

„Und was nun?" rief sie.

„Wir müssen fort von hier. Noch in dieser Stunde."

„Und Du sagst, daß Du ihn im ehrlichen Kampfe erschossen hast?"

„Ja."

„Und auch ich muß fort?"

„Mit mir und Deinem Kinde."

„Warum?"

„Du wirst es erfahren."

„Wohin?"

„Du wirst auch das erfahren. Mache Dich zur Abreise fertig, mit dem Schlage der Mitternacht wird der Reisewagen vor dem Hause halten. Ordne Deine Sachen, bezahle Deine Wirthin; hier ist Geld. Ich bleibe unterdeß bei dem Kinde und ordne zum Einpacken."

Er sprach Alles kalt, strenge, befehlend.

Am Nachmittage war er theilnahmvoll, zuletzt sogar zutraulich, beinahe herzlich gegen sie gewesen. Diese Stimmung konnte er jetzt nicht wieder finden.

Wie hätte sie ihm Vertrauen zeigen können? Zumal dem Manne, dessen Hand so eben noch einen Menschen getödtet hatte, wenn es auch in ehrlichem Kampfe geschehen war! Freilich hatte er sie gerächt in diesem Kampfe, durch das Blut, das er vergossen hatte. Aber sie konnte ihn dennoch nur scheu ansehen. Und als er sagte, daß er, während sie fort sei, bei ihrem Kinde bleiben wolle,

schien ein plötzlicher Schreck sie zu durchbeben. Sie mußte unwillkürlich noch einmal nach seinen Händen sehen, aus denen sie so eben das Geld genommen hatte; sie mußte danach sehen, ob noch das Blut des Erschlagenen daran klebe. Blut sah sie nicht daran.

Aber sie sah den Ring, den er der Hand des Todten abgezogen und an die seinige gesteckt hatte. Sie erkannte ihn.

„Gustav!“ schrie sie entsetzt auf.

„Was ist?“ fragte er.

„Warum trägst Du den Ring?“

„Frage nicht! Geh!“

Er sagte es finsterer, strenger, befehlender.

Sie ging gehorsam, wie einem unbeugsamen Willen sich unterwerfend. Aber es schien, als wenn der Gehorsam, die Unterwerfung sie auf einmal gebrochen hätten, als wenn plötzlich das Bewußtsein über sie gekommen sei, sie sei von nun an das Werkzeug und das Opfer eines fremden dämonischen Willens. Sie schwankte; Schreck, Entsetzen malten sich in ihren Zügen; sie wagte nicht, das entsetzte Gesicht dem Manne zu zeigen, dessen unbeugsamer Gewalt, dessen dämonischem Willen sie verfallen war. Schwankenden Schritts verließ sie eilends das Zimmer.

An dieses stieß ein Schlafkabinet, dessen Thür geöffnet war und in welches der Fremde jetzt eintrat. Es stand ein Bett darin, vor dem Bette eine Wiege und in dieser schlief ein blühendes Kind. Der Fremde stellte sich an die Wiege, seine Blicke ruhten auf dem Kinde, und sie wurden milde, wie es so schön und so still und ruhig schlummernd vor ihm lag. Ein Seufzer, wie von schmerzlicher Sehnsucht erpreßt, rang sich aus seiner Brust. Dann nahmen seine Züge wieder den Ausdruck der Bitterkeit an; aber nicht lange. Ein fester Entschluß leuchtete aus seinen Augen, und es schien zugleich ein großer, ein edler Entschluß zu sein. Er beugte sich zu dem schlafenden Kinde nieder, er küßte es. Als er sich wieder erhob,

ſtand er ſtolz aufgerichtet da, wie wenn das Bewußtſein ſeines Entſchluſſes ihn erhoben.

Er war ſo ein doppelt ſchöner Mann.

Die Frau kehrte zurück. Sein Geſicht verfinſterte ſich und wurde wieder ſtrenge, als er ſie ſah; ſein Anblick drückte ſie nieder.

„Biſt Du fertig?“ fragte er.

„Ja.“

„So packen wir Deine Sachen.“

Es waren nur Bekleidungsſtücke für ſie und das Kind. Ein Reiſekoffer, der im Zimmer ſtand, nahm ſie auf. Sie waren ſchnell mit dem Einpacken fertig.

Auf den Kirchthürmen der Stadt ſchlug es Mitternacht. Draußen auf der Straße hörte man langſam einen Wagen vorfahren und vor dem Hauſe halten. In der Thür des Zimmers erſchien der greiſe Kammerdiener des erſchoſſenen Freiherrn.

„Der Wagen iſt da,“ meldete er.

„Und Alles zur Abreiſe bereit?“ fragte ihn der Fremde.

„Alles.“

„Die Franzoſen, wo ſind ſie?“

„Fort. Die beiden Herren kamen vor etwa einer halben Stunde an. Sie waren eilig, geheimnißvoll, ängſtlich. Sie wechſelten wenige leiſe Worte mit den zwei Damen, die im Salon waren. Sie flogen darauf Alle in ihre Zimmer. Nach zehn Minuten waren ſie wieder zuſammen, mit ihren Reiſeſachen. Sie eilten die Treppe hinunter, ohne Abſchied zu nehmen. Unten am Hauſe waren ein paar Wagen vorgefahren. Sie ſprangen hinein. Die Wagen fuhren im Galopp davon.“

Der Fremde ſagte nichts zu der Mittheilung.

„Du haſt Alles geordnet?“ fragte er nur noch. „Die Domeſtiken entlaſſen? Den Wirth befriedigt?“

„Es iſt Alles geordnet,“ erwiderte der alte Diener.

„So fahren wir! Du hilfſt mir den Koffer tragen. Emma nimmt das Kind.“

Die Frau hatte unruhig, geſpannt der Mittheilung

des Kammerdieners zugehört. Furcht und Hoffnung hatten in ihrem Gesicht gewechselt. Mit jener hatte sie den Fremden ansehen müssen; diese belebte sie, wenn sie den Diener ansah.

„Du wirst bei uns bleiben?" fragte sie leise den Kammerdiener, als er an ihr vorüberging.

„Ja."

Ein Stein fiel ihr vom Herzen, sie nahm das Kind aus der Wiege, drückte es an ihre Brust und küßte es zärtlich. Sie mußte sich Gewalt anthun, um es durch ihre Aufregung nicht zu wecken. Ein Strom von Thränen drang aus ihren Augen.

So verließen sie das Zimmer, das Haus, sie mit dem Kinde im Arme, mit den Thränen im Auge, während der Fremde und der Diener ihr folgten.

Ein geräumiger, mit vier Pferden bespannter Extrapostwagen hielt unten auf der Straße vor dem Hause. Die Frau mit dem Kinde und der Fremde stiegen in denselben.

„Du steigst mit zu uns ein," sagte der Letztere zu dem Kammerdiener.

Der Frau schien es noch leichter um das Herz zu werden bei diesen Worten, und der Wagen rollte dahin.

Der erwachende Tag fand die Reisenden in Lausanne. Sie waren ohne Unterlaß, ohne ein Wort mit einander gesprochen zu haben, gefahren; nur auf den Stationen hatte man rasch die Pferde gewechselt.

Am Mittag waren sie in Bern, am Abend in Zürich, um Mitternacht in St. Gallen; am nächsten Morgen in Bregenz, im Oesterreichischen Vorarlberg. Erst hier machten sie Halt, verließen den Wagen, kehrten in einem Wirthshause ein und sprachen die ersten Worte mit einander.

„Ruhe hier aus," sagte der Fremde zu der Frau, „bis um Mittag. Dann halte Dich mit dem Kinde bereit."

Er sprach die wenigen Worte kalt und finster und befehlend, wie er immer gegen die Frau gewesen war. Sie

fügte sich schweigend; sie hatte nicht den Muth zu fragen, wozu sie sich bereit halten solle.

„Auch Du," sagte der Fremde zu dem Diener, „kannst Dich ausruhen und zu Mittag Dich bereit halten." Dann verließ er die Beiden, doch er selbst begab sich nicht zur Ruhe, sondern verließ das Haus und die Stadt.

Auch die Beiden fanden keine Ruhe.

„Vater, wohin gehen wir?" fragte die Frau.

„Ich weiß es nicht."

„Was hat er vor? Wozu soll ich mich bereit halten?"

„Ich weiß es nicht, Emma. Ich folge nur seinen Befehlen. Er forderte es von mir. Er verbot mir jede Frage. Es handle sich um Dein und des Kindes Glück!"

„Um mein Glück!" seufzte schmerzlich die Frau. „O, mein Vater, mein Glück kann nie wieder erstehen!"

„Verliere die Hoffnung nicht, mein armes Kind," sagte der Vater. Aber sie schüttelte hoffnungslos den Kopf.

„Wollen wir fliehen?" fuhr sie dann auf einmal auf.

Aber da schüttelte der alte Diener den Kopf. „Das Kind, Emma!" sagte er.

Sie schwieg. Vater und Tochter suchten die Ruhe, deren sie gewiß bedurften. Ob sie sie gefunden hatten?

Gegen Mittag kehrte der Fremde zu ihnen zurück.

„Folgt mir mit dem Kinde!" sagte er in seiner kurzen, finsteren Weise.

Vor dem Hause hielt eine elegante Equipage. Es war der Hotelwagen. Der Fremde hob die Frau mit dem Kinde hinein und setzte sich zu ihr.

„Du setzest Dich zu dem Kutscher auf den Bock," befahl er dem Kammerdiener.

Sie fuhren aus der Stadt, um den schönen Gebhardsberg herum, in einen schattigen Wald hinein, durch ein Dorf, das mitten im Walde lag. Zur Seite, auf einer Anhöhe, lag die Kirche des Dorfes. Zu ihr hin lenkte der Kutscher den Wagen und hielt vor derselben an.

„Hier sollen wir aussteigen," sagte er zu dem Kammer-

diener. Dieſer verließ den Bock, er half dem Fremden ausſteigen, der ſeinerſeits die Frau aus dem Wagen hob.

Er war kalt, aber ſein Ausſehen war jetzt weniger finſter und der Frau begegnete er ſogar mit einer gewiſſen Ehrerbietung. Von ſeinem befehlenden Weſen zeigte er keine Spur mehr.

„Nimm das Kind,“ ſagte er zu dem Kammerdiener, „und folge uns mit ihm.“

Er nahm den Arm der Dame und führte ſie zu der Kirche. Der Diener folgte ihnen, das Kind auf dem Arme tragend. Sie erreichten die Kirche, deren Thür offen ſtand, und hier machte der Fremde Halt.

„Emma,“ ſagte er zu ſeiner Begleiterin, „wir werden hier getraut werden.“

Sie konnte ihm vor heftigem Zittern nicht antworten.

„Ich bitte Dich um Deine Einwilligung,“ fuhr er fort. „Du haſt ganz Deinen freien Willen. Aber ehe Du ihn ausſprichſt, geſtatte mir wenige Worte. Es handelt ſich einzig und allein um Dein und des Kindes Glück. Dafür iſt dieſer Schritt nothwendig. An dem Verhältniſſe zwiſchen uns Beiden wird er nichts ändern; es wird ganz ſo bleiben, wie es war. Gehe mit Dir zu Rathe, Emma, mit Dir und mit Deinem Vater.“

Er hatte ruhig geſprochen, nicht ſtrenge; es war, als wenn er ihr den einmal nothwendigen Schritt erleichtern wolle. Sie war noch immer verwirrt und blickte auf ihren Vater.

„Er iſt ein edler Mann!“ ſagte der Greis nach einer langen ſtummen Pauſe zu ihr. Dieſe Worte ergriffen, erſchütterten ſie.

„Ja, ja!“ rief ſie ſchmerzlich. „Aber eben darum! Kann ich es? Darf ich es?“

Der Greis ſchwieg; da fiel ihr Blick auf das Kind.

„Ich werde Deine Frau, Guſtav,“ ſagte ſie zu dem Fremden. Durch ſein Geſicht zog eine tiefe Bitterkeit, ſeine Bruſt bewegte ein ſchwerer Seufzer.

„Aber wir bleiben für einander, was wir uns ſind, Emma!“ ſagte er.

„Es muß ſo ſein,“ erwiderte ſie leiſe.

„Noch Eins,“ ſagte er dann zu ihr. „Bleibe feſt und ruhig, was Du auch hören magſt.“

Sie ſah ihn fragend an; er antwortete ihr nicht und nahm wieder ihren Arm. Sie traten in die Kirche, in welche der alte Kammerdiener mit dem Kinde auf dem Arm ihnen folgte.

In der Kirche ſtand der Pfarrer des Dorfes, ihrer wartend, am Altare. Er war ein alter Capuziner aus dem benachbarten Capuzinerkloſter, bei dem das Dorf eingepfarrt war.

In einer Bank zur Seite des Altars ſaßen zwei ältliche Landleute. Sie waren der Schulze und der Richter des Dorfes und ſollten Zeugen des Trauungsactes ſein. Der Fremde hatte Alles vorher beſtellt und beſorgt.

Das Brautpaar ſchritt zu dem Altar. Der Geiſtliche erſtieg die Stufen deſſelben und wandte ſich zu ihnen, auf ſeinen Wink knieten ſie auf der unterſten Stufe des Altars nieder. Der Geiſtliche betete ſtill, dann trat er zu dem Paare.

„Sie wollen in den Stand der heiligen Ehe treten?“ fragte er ſie.

„So iſt es unſer Wille!“ war die Antwort.

„Keiner von Ihnen lebt bereits in der Ehe?“

„Nein!“ antworteten ſie Beide.

„Ihrer Ehe ſtehen auch ſonſt keine Hinderniſſe entgegen?“

„Nein!“

„So reichen Sie einander die Hände, und beantworten Sie meine Fragen mit einem deutlichen Ja.“

Sie reichten einander die Hände. Der Geiſtliche ſprach mit erhöhter, feierlicher Stimme weiter:

„Carl Albrecht, Freiherr von Falkenburg, iſt es Ihr ernſtlicher Wille, die gegenwärtige Emma Clara Agnes Horſtmann zu Ihrer ehelichen Gemahlin zu nehmen?“

Die Braut war aufgefahren, als sie die Namen Carl Albrecht Freiherr von Falkenburg hörte. Sie wollte ihren Blick auf den Mann zu ihrer Seite werfen, der so genannt wurde; die Augen flogen entsetzt zurück, als wenn sie ein Gespenst, ein blutiges Gespenst sähen. Sie wollte aufspringen von der Seite des Mannes, ihre Hand aus der seinigen reißen. Sie vermochte es nicht.

Dem alten Kammerdiener waren in plötzlichem Schreck die Arme emporgeflogen, in denen er das Kind hielt.

Der Freiherr Carl Albrecht von Falkenburg antwortete auf die Frage des Pfarrers mit ruhiger, fester, sicherer Stimme:

„Ja!"

„Und Sie," fuhr der Pfarrer fort, „Emma Clara Agnes Horstmann, ist es Ihr wahrer und ernster Wille, den hier gegenwärtigen Freiherrn Carl Albrecht von Falkenburg zu Ihrem ehelichen Gemahl zu nehmen, so antworten auch Sie mit Ja!"

„Ja!" sagte die Braut kaum hörbar.

Und der Geistliche sprach laut den Segen der Kirche über den neuen Ehebund.

„Sie haben mir," sagte er hierauf zu den Neuvermählten, „an dieser Stelle und vor den Zeugen dort noch eine Erklärung zu wiederholen. Sie, Freiherr Carl Albrecht von Falkenburg haben mir erklärt, daß das zugleich hier gegenwärtige Kind, geboren zu Grenoble in Frankreich am zweiten Mai des vorigen Jahres und getauft daselbst am Tage nachher auf den Namen Carl Emil Horstmann, Sohn der Emma Horstmann, Ihr beiderseitiges, vor der Ehe erzeugtes und geborenes Kind sei. Bestätigen Sie Beide diese Erklärung und erkennen Sie nunmehr das gedachte Kind als Ihr durch Ihre heutige Ehe nachträglich legitimirtes und von jetzt ab rechtmäßiges und eheliches Kind an, so antworten Sie auch hierauf Ja."

„Ja," antwortete der Freiherr.

„Ja," antwortete die Freifrau.

Der Act der Kirche war beendigt.

Der Pfarrer händigte dem Freiherrn eine Schrift ein, die er schon vorher ausgefertigt hatte. Es war ein von ihm und jenen beiden Dorfbeamten als Zeugen unterschriebenes, mit den Amtssiegeln versehenes vollständiges Zeugniß über den Act der Trauung wie über die Legitimation des Kindes des Ehepaares.

Der Freiherr nahm den Arm seiner Gemahlin. Gefolgt von dem alten Kammerdiener mit ihrem Kinde, verließen sie die Kirche. Der Freiherr führte seine Gemahlin mit jener Ehrerbietung, mit der er sie vor der Trauung aus dem Wagen gehoben hatte. Er war ernst und gemessen, wie er nur je gewesen; sie ging leichenblaß und zitternd an seiner Seite. Sie sah aus, als wenn sie jetzt sich vollkommen vernichtet fühlte.

Draußen an der Kirche, ehe er sie zum Wagen führte, hielt der Freiherr seinen Schritt an.

„Theodor," sagte er zu dem alten Diener, „Du bist von heute an der Kammerdiener meiner Gemahlin. Aber Du führst fortan nicht mehr den Namen Horstmann, Du nennst Dich Theodor Hauser."

Der Greis verbeugte sich schweigend. Der Freiherr fuhr fort:

„Wir reisen auf meine Güter. Euch Beide und das Kind erwarten bei Eurer Rückkehr zum Gasthofe die Extrapost. Ihr fahrt bis Breslau, in vier Tagereisen. Im Gasthofe zum Weißen Adler werde ich dort an dem vierten Abende mit Euch zusammentreffen. Lebt wohl."

Er küßte seiner Gemahlin die Hand und führte sie zum Wagen, in den er sie hineinhob. Der Kammerdiener mit dem Kinde stieg ebenfalls ein. Während der Wagen fortrollte, kehrte der Freiherr zu Fuße nach der Stadt zurück.

Die Ankunft im Schlosse.

Inmitten einer weiten, fruchtbaren, mit Dörfern besäeten Ebene lag ein großer hügeliger Wald.

Auf einem der Hügel breitete sich ein hohes, weites Schloß aus, reich und elegant gebaut in dem Renaissancestyl der ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Ein Garten schloß sich ihm in weiter Ausdehnung an, mit Bosketts, mit Weihern, Lusthäusern und Alleen, in der dichten Waldung rund umher sich zuletzt verlierend. Dem Schlosse zur Seite lagen weitläufige Wirthschaftsgebäude.

Alles war wohl erhalten und zeugte von dem Reichthum, aber auch von der vielleicht peinlichen Ordnungsliebe des Besitzers.

In dem Schlosse und in den Wirthschaftsgebäuden zur Seite und in dem Raume zwischen beiden herrschte ein reges, geschäftiges Treiben. Die Leute waren mit dem Ausziehen beschäftigt; die Bewohner des Schlosses verließen dieses und zogen in die Wirthschaftsgebäude ein. Es geschah eilig, die Leute rannten und stürzten an einander her. Die aus dem Schlosse kamen, trugen und schleppten Möbel und Hausrath aller Art hinter sich her; die aus den Wirthschaftsgebäuden zurückkehrten, hatten es noch eiliger, um neue Sachen aus dem Schlosse herbeizuholen und in die Seitengebäude zu befördern.

Es war Nachmittag. Noch vor dem Einbrechen des Abends war der Umzug vollendet und das Schloß von seinen bisherigen Bewohnern mit Sack und Pack, mit Allem, was sie darin ihr Eigenthum nennen konnten, geräumt.

Der prächtige Bau war das Schloß Falkenburg, der Herrschaftssitz des Freiherrn Carl von Falkenburg, dem alles Land rund umher gehörte, der Wald und die Ebene mit den großen wohlhabenden Dörfern darin. Das Gut Falkenburg war das größte und reichste Gut der Gegend; die Leute nannten es die „Herrschaft" Falkenburg.

Die freiherrliche Familie hatte das Schloß seit Jahren nicht bewohnt. Der Freiherr Max von Falkenburg, der Vater des jetzigen Besitzers, hatte es verlassen, als dieser, der Freiherr Carl, ein Knabe von sechs bis sieben Jahren war. Er war nicht wieder zurückgekehrt; Niemand von der Familie war jemals wieder da gewesen. Er hatte das Schloß plötzlich verlassen; der Grund war nicht bekannt geworden; es wurde wenigstens nicht darüber gesprochen.

Er hatte seinem alten Rentmeister Buchholz, der ihm schon lange treu gedient, die Verwaltung des Gutes mit unbedingter Vollmacht übertragen und mit der Anweisung, von den Einkünften eine vierteljährige namhafte Summe an ein Bankierhaus in Frankfurt am Main zu schicken, durch das die Gelder weiter an ihn würden befördert werden. Der Rest der Einnahmen solle zur Verbesserung, Vergrößerung und Verschönerung des Gutes, oder zur zinsbaren Belegung, nach dem Ermessen des Rentmeisters verwandt werden.

Niemand im Schlosse hatte seitdem von der Herrschaft etwas erfahren. Der Rentmeister hatte zwar einmal brieflich bei dem Frankfurter Bankierhause sich nach dem Freiherrn erkundigt, aber nur zur Antwort erhalten, man wisse ebenfalls nichts von ihm; die Gelder würden der Anweisung des Freiherrn gemäß an ein Bankierhaus in Paris geschickt, und dieses sende regelmäßig die Quittungen des Freiherrn ein, die von dessen bekannter Hand ausgestellt seien, manchmal in Paris, manchmal aber auch ohne alle Angabe eines Ortes. Wie danach das Frankfurter Haus keine Zweifel ausgesprochen hatte, so hatte auch der Rentmeister Buchholz gemeint, keine hegen zu dürfen, zumal da jenes Frankfurter Haus durch ganz Europa den Ruf der Solidität und Rechtschaffenheit genoß. Er hatte daher auch nicht wieder um Nachricht über die Herrschaft geschrieben.

Vor ungefähr drei Jahren war ihm dennoch eine Kunde über diese geworden, und zwar dahin, daß der Freiherr

Max gestorben sei. Das Frankfurter Haus sandte die Papiere über seinen Tod ein. Sie waren von der Behörde einer kleinen Stadt im südlichen Frankreich ausgestellt und begleitet von einer, bei derselben Behörde ausgestellten Vollmacht des Sohnes des Verstorbenen, des jetzigen Freiherrn Carl Albrecht von Falkenburg, durch welche dieser den Rentmeister Buchholz in seinem Posten bestätigte und ihn anwies, ganz in der bisherigen Weise das Gut zu verwalten, auch die Gelder für seinen nunmehrigen Herrn nach wie vor an das Frankfurter Bankierhaus zu schicken, dessen Quittungen von ihm, dem Freiherrn Carl, als die seinigen würden anerkannt werden. Die Summe der einzusendenden Gelder war nur erheblich erhöht.

Der Rentmeister glaubte auch jetzt keine Veranlassung zu Zweifeln haben zu dürfen. Das Frankfurter Haus hatte dem Erben getraut und war ihm verantwortlich und sicher. Die Revenuen des Gutes waren überdies so sehr verbessert, daß der neue Herr das Vierfache der geforderten Summe hätte verlangen können und doch noch immer bedeutende Ueberschüsse geblieben wären. Er zog aus jener erhöhten Forderung nur Schlüsse auf ein verschwenderisches Leben des jungen Herrn; aber er erkundigte sich nicht weiter nach ihm.

Er erfuhr auch außerdem nichts von ihm, und im ganzen Schlosse wußten sie von dem neuen Herrn durchaus nichts weiter, als daß er vor etwa fünfundzwanzig Jahren als ein hübscher und wilder Knabe von sechs bis sieben Jahren mit seinem Vater die Falkenburg verlassen hatte.

Da war an jenem Tage, an welchem die Bewohner von Falkenburg mit dem eiligen Ausziehen aus dem Schlosse beschäftigt waren, kurz vor Mittag mit der Post ein Brief an den Rentmeister Buchholz eingetroffen, geschrieben zu Frankfurt am Main von dem Freiherrn Carl von Falkenburg, enthaltend den Befehl, Angesichts dieses das Schloß Falkenburg zu seiner Aufnahme in Bereit-

schaft zu setzen, indem er an einem bezeichneten Tage mit seiner Familie eintreffen werde. Jedermann habe das Schloß zu verlassen, er, der Rentmeister, mit allen Seinigen, sowie sämmtliches Hausgesinde. Einzig und allein sollten, neben dem Portier, in ihren bisherigen Gemächern verbleiben der Schloßkaplan und die alte Rose.

Der bezeichnete Tag der Ankunft des Freiherrn war der Tag, an dem der Brief eintraf. Das Postamt der nächsten Stadt hatte diesen mit dem gewöhnlichen Landboten übersandt, der nur dreimal in der Woche nach der Falkenburg kam. So war er verspätet worden.

Dem Befehle des Schloßherrn mußte unbedingt nachgekommen werden. Der Rentmeister Buchholz war ein peinlich gewissenhafter Mann, und immer, wie lange Jahre er auch selbstständig gewesen war, ein peinlich gehorsamer Diener seiner Herrschaft geblieben. Der Umzug geschah daher mit jener dringenden, geschäftigen Eile.

Der Rentmeister war ein alter Junggesell, an eine einfache Lebensweise gewöhnt; er war mit seinen Sachen am ersten fertig. Seine Acten und Papiere waren schon immer in der Rentmeisterei, einem der Nebengebäude des Schlosses gewesen. Dort nahm er auch jetzt sein Quartier. Als er fertig war, half er den Anderen. Die alte Rose hatte unterdeß die Zimmer für die Herrschaft in Stand setzen lassen; es war indeß doch dunkler Abend geworden, bis sie Alle fertig waren.

Buchholz hatte schon in dem Dienste des Großvaters des Freiherrn Carl gestanden, dessen Ankunft erwartet wurde. Er konnte seine siebenzig Jahre alt sein; er war aber noch immer ein kräftiger, rüstiger Mann, der, wenn es sein mußte, vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf dem Pferde hing und das Gut von einem Ende zum andern durchstreifte.

Die alte Rose stand noch in den funfziger Jahren. Sie war die Amme des Freiherrn Carl gewesen. Sie war seine Wärterin geblieben und seine Gespielin geworden, bis die freiherrliche Familie Schloß Falkenburg ver-

lassen hatte. Sie hatte hier zurückbleiben müssen, doch der Freiherr Max hatte ausdrücklich befohlen, daß sie im Schlosse selbst wohnen und in Allem gut gehalten werden solle; ob sie arbeiten wolle, möge von ihr selbst abhängen.

Sie hatte immer mit einer ganz besonderen Liebe an dem Freiherrn Carl gehangen und war auch die Vertraute seiner Mutter gewesen, die jung gestorben war. Wohl mochte sie so mancherlei erzählen können, doch sie war verschlossen und sprach nur selten über die vergangenen Zeiten. Sprachen Andere in ihrer Gegenwart davon, so hörte sie nur aufmerksam zu, manchmal still für sich den Kopf schüttelnd, als wenn es doch nicht so sei; wie es aber sei oder gewesen sei, das gehe die Anderen nichts an. Uebrigens war sie noch sehr rüstig. Sie führte, unter dem Rentmeister, die Oberaufsicht über das Innere und die Dienerschaft des Schlosses, und war überall, um zum Rechten zu sehen. Dabei war sie meist gutmüthig und nachsichtig und die Leute hatten sie lieb.

Die beiden alten Leute waren eben beisammen und beriethen mit einander.

Der Schloßkaplan war nicht bei ihnen. Er war auch schon ein alter Mann, der die Mitte der siebenziger Jahre längst hinter sich hatte. Da er länger im Schlosse gewesen, als die beiden Anderen, mochte er wohl mehr wissen, als selbst die alte Rose. Aber er hielt sich immer von allen Leuten entfernt, und man sah ihn nur, wenn er, was jeden Morgen der Fall war, in der Schloßkapelle die Messe las. Sonst hielt er sich allein in seiner Stube, wo er sein Brevier betete und sich mit Schreiben beschäftigte.

Der Rentmeister hatte ihm den Brief des Freiherrn mitgetheilt. Die Nachricht hatte ihn betroffen, unruhig gemacht. Er hatte sich dann nicht wieder sehen lassen.

Am Abend hatte der Rentmeister ihn zu der Berathung zuziehen wollen, er hatte aber jede Theilnahme abgelehnt. Er hatte dabei so sonderbar ausgesehen.

„Lassen Sie mich dabei aus dem Spiel," hatte er dem Rentmeister geantwortet. „Ich gehöre nicht zu einem festlichen und nicht zu einem feierlichen Empfange. Lassen Sie mich lieber beten, hier in meinem stillen, einsamen Kämmerlein. Es thut Noth, glauben Sie mir. Ich sehe Tage kommen —".

Er hatte abgebrochen. Dann hatte er, als wenn ihm etwas Anderes eingefallen wäre, gesagt:

„Vielleicht komme ich doch noch — später. Aber jetzt lassen Sie mich."

Der Rentmeister hatte ihn allein gelassen.

Es war schon spät, schon dunkel. Die Dienerschaft war ermüdet vom Ziehen und Packen und wartete voller Ungeduld und Neugier auf die Herrschaft, welche jeden Augenblick eintreffen mußte.

Portal, Corridors und Treppen des Schlosses wurden hell erleuchtet, und die nöthige Dienerschaft am Portal aufgestellt.

Der Rentmeister und die alte Rose aber plauderten:

„Was für ein Leben wird jetzt in der Falkenburg werden?"

„So still, wie bisher, wird es nicht bleiben."

„Das glaube ich auch nicht," meinte der Rentmeister, „der junge Herr war ein wilder Knabe."

„Aber gutmüthig," sagte die alte Rose. „Und so wird er geblieben sein. Hat er doch meiner in dem Briefe gedacht und bestimmt, daß ich mein Stübchen hier behalten soll. Nach so vielen Jahren!"

„Ja, ja, Rose. Aber er verbraucht das Doppelte von dem, womit sein Vater, der selige Freiherr, auskam, und der hatte schon sehr viel nöthig."

„Die Güter können es ja tragen, Herr Rentmeister."

„Freilich, Rose!"

Dann kam die alte Rose auf andere Fragen.

„Ob er wohl groß und schön geworden ist?"

„Er versprach es zu werden."

„Und ob man die Narbe noch sehen kann, die er unten

am Kinn hatte? Sie müssen sich erinnern," setzte sie hinzu, „er war drei Jahre alt. Ich war mit ihm im Schloßgarten und spielte Fangen mit ihm. Er lief vor mir her; auf einmal fiel er mit dem Gesichte zur Erde, und ein spitzer, scharfer Kieselstein hatte ihn tief in das Kinn hineingeschnitten. Er hatte ein so schönes Grübchen im Kinn. Seitdem war es nur noch eine tiefe Narbe, die sich nach der rechten Seite hinzog; ich weiß es noch ganz genau."

„Ich erinnere mich ebenfalls," sagte der Rentmeister.

„Und besonders neugierig," fuhr die alte Amme fort, „bin ich auf seine Gemahlin. Ob sie wohl schön und jung ist? Und ob sie schon Kinder haben? War nicht in dem Briefe die Rede von Familie, Herr Rentmeister?"

„Mit seiner Familie werde er heute eintreffen, so sagt der Brief."

„Es ist sonderbar, daß wir von seiner Vermählung nichts gehört hatten."

„Wir haben überhaupt nichts von ihm gehört, Rose!"

„Ja, ja! Aber gerade von seiner Vermählung! Sie wissen, Herr Rentmeister, der alte Streit, der Eid, und da oben im Oesterreichischen —"

„Schweigen wir davon, Rose," unterbrach sie der Alte.

„Wir sind ja unter uns, Herr Rentmeister. Gegen andere Leute würde nie ein Wort über meine Lippen kommen —"

Sie wurden plötzlich unterbrochen, draußen wurde ein Posthorn laut.

Die Beiden saßen in dem freundlich und bequem eingerichteten Stübchen der alten Rose. Es lag nicht weit von dem großen Schloßportal, zu ebener Erde, mit den Fenstern nach dem Schloßhofe hin. So konnten sie Alles übersehen und überwachen.

Das Posthorn blies vorn auf dem Schloßhofe; es mußte nahe bei dem Einfahrtsthore sein, das in den Hof führte.

Die Beiden sprangen auf. Sie eilten zu dem Schloßportal. Die große Vorhalle am Portal war hell wie

von Tageslicht erleuchtet. Draußen am Portal brannten Pechfackeln.

Die Bedienten des Schlosses hatten sich zu beiden Seiten des Portals aufgestellt. Der Rentmeister trat in die Mitte desselben und die alte Rose stellte sich hinter ihm auf. So sollte die ankommende Herrschaft empfangen werden.

Alle standen feierlich, neugierig. Die Herrschaft sollte ja ankommen, von deren Launen und Befehlen das Schicksal Aller abhing.

Ein einzelner Wagen fuhr über den Schloßhof näher. Er kam in den Schein der Pechfackeln. Es war ein großer Reisewagen, mit vier Extrapostpferden bespannt. Der Postillon fuhr vom Sattel. Der Bock war überdeckt; es saß ein einzelner Diener darauf. Weitere Bedienung sah man nicht. Hinten am Wagen waren Koffer aufgeschnallt, der Wagen selbst war verschlossen.

So kam er herangefahren, langsam, still. Der Postillon blies nicht mehr; die müden Pferde ließen die Köpfe hängen. Man hörte nur das Rasseln der Räder, die sich langsam auf dem Steinpflaster des Hofes drehten. Der Wagen war dunkel; in dem Scheine der Pechfackeln sah er schwarz aus.

Kam da ein Leichenwagen an? Bestand die Familie des Freiherrn aus Todten, die er mit sich führte?

Den Bewohnern des Schlosses wurde unheimlich zu Muth.

Der Wagen hielt vor dem Portal; der Postillon sprang aus dem Sattel, und auf dem Bock erhob sich der Diener, ein alter Mann mit schneeweißen Haaren, aber noch rüstig. Er ließ sich mit Leichtigkeit zur Erde nieder.

Der Rentmeister war an den Wagen getreten, ein paar Bediente waren ihm mit Armleuchtern gefolgt. Er wollte den Schlag des Wagens öffnen, doch dieser wurde von innen geöffnet, und ein blasses, finsteres, strenges Mannsgesicht blickte den Rentmeister an.

Ein hoher junger Mann sprang aus dem Wagen.

Es mußte der Freiherr sein; kein anderer zeigte sich in dem Wagen. Der Rentmeister wollte sich ihm vorstellen.

„Theodor!“ rief der Herr an ihm vorbei.

Der Rentmeister trat zurück, während der Diener mit den weißen Haaren ehrfurchtsvoll vortrat.

Der Herr hatte sich nach dem Innern des Wagens zurückgewandt. Er hob ein schlafendes Kind heraus, einen schönen, blühenden Knaben von etwa einem Jahre. Diesen legte er in die Arme des alten Dieners und wandte sich dann wieder zu dem Wagen, indem er seine Hand einer Dame hineinreichte, die ganz in schwarze Seide gekleidet war. Ein schwarzer Schleier bedeckte ihr Gesicht. Ihre Gestalt war groß, schlank; auch etwas gebeugt schien sie zu sein. Von ihrem Gesichte sah man nichts.

Weiter kam Niemand aus dem Innern des Wagens hervor.

Die Dame und das Kind bildeten also die Familie des Freiherrn. Der alte Diener war ihre einzige Bedienung. Keine Wärterin für das Kind war da; keine Kammerjungfer für die Freifrau.

Aber ein Leichenwagen war nicht angekommen; Todte führte der Freiherr nicht mit sich.

Und doch —! Das Kind freilich war ein frisches, blühendes Leben. Aber der Freiherr mit dem blassen, finsteren Gesichte, dem kalten, strengen, verschlossenen Wesen — die Leute des Schlosses schien es bei seinem Anblicke kalt zu überlaufen, als wenn sie den Tod umherschreiten sahen. Und die hohe Frau, sie stand, schwarz von unten bis oben, so gebeugt da, und sie erhob den Schleier nicht, sie zog ihn tiefer und fester vor das Gesicht. Es schien ihr unheimlich hier zu sein, und es wurde Einem unheimlich, wenn man sie ansah.

Keiner der Angekommenen sprach ein Wort; nur den Namen Theodor hatte der Herr befehlend an dem Rentmeister vorbeigerufen.

Und alle diese Angekommenen waren den Leuten des Schlosses fremd. Keiner von ihnen war nur einem ein-

zigen bekannt. Wie hätten in dem Freiherrn die Gestalt und die Züge des Knaben von sieben Jahren wieder erkannt werden können, der seit einem Vierteljahrhundert abwesend gewesen war?

Dennoch stand vor den Bewohnern des Schlosses ihre Herrschaft. Der Rentmeister wollte sich noch einmal dem Freiherrn vorstellen. „Euer Gnaden" — hob er an. Der Freiherr unterbrach ihn. „Nachher! Führen Sie uns zuerst in die Zimmer meiner Gemahlin. Sie ist angegriffen von der Reise." Er sprach es nicht strenge, aber kalt, gemessen, während er zugleich seiner Frau den Arm bot. Der alte Rentmeister nahm einem der Bedienten den silbernen Armleuchter aus der Hand und ging der Herrschaft voraus in das Schloß. Die beiden Bedienten des Schlosses gingen hinterher.

Der Freiherr trat stolz, hoch aufrecht und finster, wie immer, in das Schloß seiner Väter ein; sein düsteres Auge sah sich kaum um. Die hohe und doch gebeugte Gestalt der tief verschleierten Freifrau schien mit schwerem unsicherem Schritt an seiner Seite zu gehen.

In dem Schloßportal stand die alte Rose. Auch sie hatte dem unheimlichen Eindrucke, der Alle ergriff, nicht widerstehen können. Sie hatte dem Herrn, den sie an ihrer Brust genährt, entgegengehen, sie hatte ihn anreden wollen. Da sah sie das kalte, finstere Gesicht; die tödtliche Stille ringsumher wirkte beklemmend auf sie, und sie trat zur Seite zurück, sie wagte nicht, sich nur zu zeigen; sie wollte sich nur den Herrn ansehen. Aber das Auge des Freiherrn erblickte sie, wie er durch das Portal schritt. Er hielt an.

„Rose?" fragte er. „Meine alte Rose?"

Der Ton seiner Stimme blieb kalt. Aber er hielt ihr seine Hand hin, und die alte Rose ergriff die Hand und küßte sie, und Thränen stürzten aus ihren Augen.

Thränen kommen aus dem Herzen und beleben die Herzen. Die gedrückten, gepreßten Herzen rund umher wollten aufathmen bei den Thränen der alten Amme. Selbst durch

das finstere Gesicht des Freiherrn zog etwas, wie ein weicherer Zug. Die verschleierte Dame an seiner Seite richtete die gebeugte Gestalt auf.

Da fuhr plötzlich die alte Rose zurück, wie vor einem ungeheuren Schreck, wie vor einem entsetzlichen Gespenst. Sie hatte die Augen zu dem Gesichte des Freiherrn emporgehoben; sie wollte die Züge wieder aufsuchen, wieder erkennen, die sie früher so oft gesehen, an ihrer Brust, in ihren Armen, in den Spielen mit dem wilden Knaben, die ihr dann seit so vielen Jahren fern gewesen waren. Sie blickte in das bleiche Gesicht; sie suchte, sie forschte darin. Ihre Augen wurden starr; ihr Gesicht wurde bleich, wie das, in das sie blickte. Sie flog zurück. Sie wollte einen Schrei ausstoßen; sie unterdrückte ihn.

Der Freiherr ging stolz und ruhig weiter. Seine Gemahlin erbebte heftig an seinem Arm. Aber er hielt noch einmal seine Schritte an. Er mußte es. Mitten in der Halle stand in dem einfachen, langen, schwarzen Rocke der katholischen Geistlichen der alte Schloßkaplan.

Man hatte ihn nicht ankommen sehen. Alle Blicke waren nach dem Portale, nach der Herrschaft hin gerichtet gewesen. Als man ihn sah, starrten seine Augen ernst den Freiherrn an und suchten hierauf den dichten Schleier, der die Züge der Freifrau bedeckte, zu durchbohren. Aber er nahm sich zusammen und trat ihnen entgegen; sein Gesicht hatte die Milde und den Frieden des Dieners Gottes. So sprach er zu ihnen:

„Mögen Euer Gnaden Glück und Frieden in diesem Hause finden!“

Der alte, einfache Diener des Herrn sprach die Worte so anspruchslos und so einfach, und darum um so würdiger und ergreifender.

„Ich danke Ihnen herzlich,“ erwiderte ihm der Freiherr. Die Freifrau aber schien auf einmal zusammensinken zu müssen. Unter dem dichten Schleier murmelten ihre Lippen nur halb verständlich die zwei Worte: „Glück? Frieden?“ Dann wandte sie sich rasch um, nach dem Kam-

merdiener Theodor, der mit dem Kinde auf dem Arm hinter ihr stand. Es war erwacht; sie riß es ihm aus dem Arm, riß sich aus dem Arm des Freiherrn und warf sich vor dem Geistlichen nieder, sich mit dem Kinde.

„Segnen Sie uns, ehrwürdiger Herr!“ rief sie laut und leidenschaftlich, fast wild, aber mit der Stimme des tiefsten Unglücks.

Sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen. Man sah ein jugendliches, wunderschönes, geisterhaft bleiches Gesicht.

Der Geistliche legte seine eine Hand auf ihr Haupt, die andere auf das ihres Kindes.

„Der Herr im Himmel gebe Ihnen seinen Segen,“ sprach er, „Ihnen Beiden, Ihnen Allen.“

Der Freiherr stand mit finsterem Blicke dabei.

„Emma, Du bist sehr angegriffen!“ sagte er wie besorgt zu der blassen Frau.

Er hob sie auf und gab dem alten Kammerdiener einen Wink. Dieser nahm den Knaben aus dem Arm der Mutter. Die Freifrau zog den Schleier vor das Gesicht, und der Freiherr nahm ihren Arm. Der Rentmeister führte sie weiter, durch die Halle, die breite Marmortreppe hinauf, in einen großen, weiten, hell erleuchteten Corridor, in ein prächtiges, geschmackvoll eingerichtetes Gemach, durch dessen geöffnete Seitenthür man in eine Reihe eben so kostbar und elegant eingerichteter Gemächer blickte.

„Die Zimmer der gnädigen Frau!“ sagte er. „Die selige Frau Mutter bewohnte sie ebenfalls.“

Die Freifrau wagte kaum, einen flüchtigen Blick durch das Gemach zu werfen.

„Du bist Herrin hier, Emma,“ sagte der Freiherr zu ihr.

Sie mußte doch noch einmal den Blick durch die Räume werfen, in denen sie Herrin sein sollte. Eine innere Angst ergriff sie.

„Meine Zimmer!“ befahl der Freiherr dem Rentmeister.

„Sie liegen denen der gnädigen Frau grade gegenüber.“ Der Rentmeister führte den Freiherrn in den Corridor zurück. Auf dessen anderer Seite schloß er eine Thür auf. Man blickte in ein Gemach, das nicht minder glänzend eingerichtet war, wie das der Freifrau. Aber der Freiherr trat nicht hinein.

„Ich bedarf voller Ruhe,“ sagte er. „Ich ertrage nicht das geringste Geräusch. Eine Treppe höher wohnt Niemand?“

„Niemand, Euer Gnaden.“

„Führen Sie mich hinauf.“

„Euer Gnaden wohnen nicht elegant und nicht bequem da.“

„Führen Sie mich hinauf.“

Sie gingen eine Treppe höher und kamen auch dort in einen langen, breiten Gang. Der Rentmeister wollte in der Mitte desselben nahe an der Treppe, eine Thür aufschließen.

„Nicht hier!“ sagte der Freiherr. Er ging weiter, bis an das Ende des Ganges, bis zu dem entlegensten Theile oben in dem weitläufigen Schlosse. Vor einer Thür, die dort war, blieb er stehen.

„Hier!“ befahl er. Der Rentmeister schloß die Thür auf. Man sah in ein kleines, einfaches, aber noch immer freundlich und bequem eingerichtetes Zimmer.

„Hier werde ich bleiben,“ sagte der Freiherr. „Lassen Sie für mich herbesorgen, was nöthig ist.“

Der Rentmeister schüttelte leise den Kopf. „Und wo werden Euer Gnaden zu Abend essen?“ fragte er.

„Hier.“

„Und die gnädige Frau?“

„In ihren Zimmern. Und so wird es auch ferner sein, Herr Rentmeister. Meine Frau speist in ihrem Zimmer, Abends, wie Mittags, ich hier. — Guten Abend, Herr Rentmeister.“

„Euer Gnaden haben mir nichts weiter zu befehlen?“

„Nein. Die Befehle meiner Frau werden Sie durch

ihren Kammerdiener erhalten; er heißt Theodor Hauser. Mein Wille ist, daß er mit Achtung behandelt werde."

„Zu Befehl, Euer Gnaden."

„Und zu meiner Bedienung wird der Diener sein, der uns begleitete. Sein Name?"

„Georg, gnädiger Herr."

„Schicken Sie ihn zu mir."

Der Rentmeister ging und suchte den Bedienten Georg auf, der jetzt der Kammerdiener des Freiherrn sein sollte; als er ihn zu seinem neuen Herrn geschickt hatte, wollte er kopfschüttelnd nach seiner bescheidenen Behausung sich begeben, als plötzlich die alte Rose vor ihm stand.

„Er hat die Narbe nicht, Herr Rentmeister," flüsterte sie leise in heftiger Bewegung.

„Was sagt Sie, Rose?"

„Er hat die Narbe nicht am Kinn, und er ist nicht der Freiherr."

„Rose, wer sollte er denn sein?"

„Ich weiß es nicht. Aber er ist nicht der Freiherr Carl. Ich mußte ihm gleich nach dem Gesichte sehen, nach dem Kinn; die Narbe war nicht da, nicht einmal ein Grübchen. Das Kinn ist glatt und rund. Sehen Sie sich ihn morgen an, Herr Rentmeister; Sie werden es auch finden."

„Es sind fünfundzwanzig Jahre verflossen, Rose," meinte der Rentmeister; „da können Grübchen und Narbe sich verloren haben."

Aber auch die alte Amme schüttelte den Kopf.

„So etwas verliert sich nicht, Herr Rentmeister. Und auch sonst kam er mir so anders, so fremd vor. Der Junker Carl hat so nicht werden können."

Der Rentmeister wurde nachdenklich. Er rief sich wohl ebenfalls alte Erinnerungen zurück, wie die alte Rose gethan hatte. Er wurde unruhig.

Die alte Frau hatte ihn beobachtet. „Auch Sie finden es, Herr Rentmeister!" sagte sie. Er antwortete ihr nicht.

„Schweige Sie um Gotteswillen gegen Jedermann,“ sagte er nur. „Wir haben ihn ja kaum gesehen, und der erste Eindruck trügt so leicht.“

„Der erste Eindruck trügt nie, Herr Rentmeister.“

Oheim und Neffe.

Von den übrigen Bewohnern des Schlosses hatte kein einziger nur eine Ahnung, daß man über die Person des Herrn irgend einen Zweifel haben könne.

Schon am Morgen nach der Ankunft der Herrschaft waren indeß der Rentmeister und die alte Amme wieder heimlich beisammen.

„Herr Rentmeister, er ist nicht der Freiherr Carl; ich bleibe dabei.“

„Hm, Rose, hat Sie etwas Neues entdeckt?“

„Ich halte mich immer an das Grübchen und die Narbe. Sie konnten nicht verwachsen.“

„Bedenklich ist die Sache, Rose.“

„Ja, und ich habe noch mehr. Ich traf ihn heute früh, wie er im Corridor umherging und etwas zu suchen schien, ich dachte, es sei die Thür zu dem Zimmer seiner Gemahlin und wollte sie ihm zeigen. Aber das war es nicht. Er wollte seine Frau so früh nicht stören, sagte er. Nebenbei, Herr Rentmeister, das muß ein sonderbares Verhältniß zwischen dem Herrn und der gnädigen Frau sein. Er ist auch bis jetzt noch nicht bei ihr gewesen, und sie hat sich mit keinem Worte nach ihm erkundigt. Sie hat überhaupt noch fast kein Wort gesprochen und sich noch nicht in der Stube umgesehen und noch nicht aus dem Fenster geblickt und sie sieht doch gerade in den schönen Park hinein und über den Wald weg, und die Sonne schien schon früh so freundlich, und

die Vögel ſangen im Park, in den Bosketts, im Walde. Sie ſah und hörte nichts, ſie ſaß nur immer ſtill vor ſich hin mit dem weißen, traurigen Geſichte, und es war, als wenn ſie jeden Augenblick vor Jammer und Unglück weinen müſſe, und als wenn ſie es doch vor ſchwerer innerlicher Herzensangſt nicht könne. Und auch er, da ich ihn in dem Corridor traf, ſah ſo unglücklich und ſo ſorgenvoll aus. Er that mir leid. Er konnte ja doch der Freiherr Carl ſein. Und ich wollte auch wiſſen, ob er es war. Und ſo ſprach ich weiter mit ihm, und nun hören Sie, was ich Ihnen erzählen wollte."

„Euer Gnaden haben mich gleich wieder erkannt?" fragte ich ihn.

„Ja, Roſe," ſagte er, „Dein Bild ſtand noch lebhaft in meiner Erinnerung."

„Dann werden Euer Gnaden ſich auch noch der Thür erinnern, vor der wir hier gerade ſtehen."

Er ſah ſich um.

„In der That, nein," ſagte er.

Er ſagte es gleichgültig genug, aber ich ſah ihm doch an, daß er verlegen war.

„Es iſt die Thür zu Ihrem früheren Zimmer," ſagte ich, „das Sie als Junker Carl bewohnten. Wollen Sie nicht einmal wieder hineintreten?"

Er machte keine Bewegung dazu. Aber ich hatte die Thür ſchon aufgemacht, und ſo mußte er mit mir hineingehen."

„Erinnern Sie ſich noch?" fragte ich ihn.

„Nur noch dunkel. Es ſchwebt mir ſo vor, als ſei ich ſchon hier geweſen. Es iſt lange her, und ich bin ſeitdem ſo viel und ſo weit in der Welt umhergekommen."

„Ja, ja, Euer Gnaden. Aber dieſes alten Schrankes müſſen Sie ſich noch erinnern."

Ich zeigte auf den alten, großen, braunen Wandſchrank, der in der Stube ſteht, und der auch ſchon damals darin ſtand; er ſah ihn an.

„Es iſt mir ſo," ſagte er.

„O gnädiger Herr, dann müssen Sie auch noch wissen, wie Sie mich hier so oft erschreckt haben. Wenn ich in das Zimmer kam, und Sie hatten mich kommen hören, dann hatten Sie sich in dem Schranke versteckt, und wenn ich Sie nun suchte, dann kamen Sie auf einmal daraus hervorgesprungen und wollten sich todtlachen; aber ich konnte mich vor Schreck kaum auf den Füßen halten."

Er hatte mir sehr aufmerksam zugehört und er sagte dann: „Ja, ja!" als wenn er sich wirklich erinnerte; aber ich merkte es ihm deutlich an, daß er nur so that.

Da mußte ich meiner Sache noch gewisser werden und ich kam nun mit der Narbe heraus.

Wir standen an dem Fenster der Stube. Es geht nach dem Schloßgarten hin, und gerade unter ihm ist die offene Laube mit dem steinernen Tisch davor. Dicht bei dem Tische war er, als ich im Garten mit ihm spielte, hingefallen und hatte sich das Kinn aufgerissen. Er war zwar damals ein Kind von drei Jahren gewesen; aber ich hatte ihm nachher hundert- und hundertmal die Geschichte erzählt, und wie er geblutet, und wie ich in Todesangst gewesen, und wie er krank gelegen, und ich mich nicht hatte beruhigen können, und er nur an mich gedacht und nur mich zu trösten gesucht hatte. Ich hatte es ihm zuletzt noch am Tage vor der Abreise der Herrschaft erzählt, an derselben Stelle neben dem steinernen Tische, an welcher es geschehen war; er konnte es also nicht vergessen haben. Ich zeigte ihm den Tisch durch das Fenster.

„Den Tisch werden Euer Gnaden gewiß wieder erkennen."

Er kannte ihn nicht.

„Gerade neben dem Tische passirte Euer Gnaden einmal ein großes Unglück."

„So?" sagte er.

Er hatte schon wieder angefangen, verlegen zu werden.

„Euer Gnaden erinnern sich also nicht?"

„In der That nicht."

„Dort war es ja, wo Sie so schrecklich fielen. Auf

einmal lagen Sie da, mit dem Geſichte auf der Erde, auf den Steinen. Ein ſcharfer Kieſelſtein hatte Ihnen das Kinn zerſchnitten. Sie hatten früher ein ſo hübſches Grübchen darin; ſeitdem war eine große, breite Narbe da. Ich wundere mich nur, daß man nichts mehr davon ſieht."

Sein blaſſes Geſicht war blutroth geworden. Um es mir zu verbergen, trat er vor den Spiegel und beſah ſich darin.

„Ich wundere mich ſelbſt darüber," ſagte er. „Man ſieht nichts mehr."

Aber er konnte kaum die Worte herausbringen, ſo zitterte er.

„Und nun, Herr Rentmeiſter?" fragte die alte Amme.

Der Rentmeiſter war nachdenklich geworden.

„Narbe und Grübchen konnten verwachſen, Roſe, wie ich ſchon geſtern ſagte."

„Aber er konnte nicht Alles vergeſſen. Er war ſieben Jahre alt und damals wußte er es noch, als wenn es am Tage vorher geſchehen wäre."

„Er iſt ſeitdem viel und weit in der Welt herumgeweſen, Roſe, wie er ſelber ſagte. Und kannte er nicht noch unſere Namen, den Ihrigen, den meinigen, den des Kaplans?"

„Die konnte er von anderen Leuten gehört haben; aber jene Sachen konnten Andere ihm nicht erzählen."

„Und von wem ſollte er die Namen gehört haben?"

„Das weiß Gott. Darüber wollen mir die Gedanken nicht aus dem Kopfe, und es ſind ſchreckliche Gedanken."

„Zum Beiſpiel, Roſe?"

„Ich mag es nicht ausſprechen."

„Roſe, Roſe, wie ein Mörder ſieht er nicht aus."

„Ich weiß es nicht; ich habe noch keinen Mörder geſehen."

„Und auch nicht wie ein Fälſcher —"

Mit dem Worte war plötzlich in dem alten Manne ein Gedanke aufgeſtiegen.

„Halt, Rose, da werden wir Licht bekommen.“

„Was haben Sie vor, Herr Rentmeister?“

„Sie wird es erfahren; wir werden klar sehen. Wir müssen es.“

Der Rentmeister ging. Der Gedanke, der ihn ergriffen hatte, erfüllte ihn ganz. —

Vierzehn Tage später waren die beiden alten Leute wieder beisammen.

„Rose, ich habe Antwort von dem Bankierhause in Frankfurt.“

„Und er ist kein Fälscher, Herr Rentmeister?“

„Höre Sie mir zu, Rose.“ —

Der Rentmeister hatte gedacht: ist er nicht der Freiherr, so muß zu allererst seine Handschrift ihn verrathen. Er hatte ihn gleich am Tage nach jener Unterredung mit der alten Rose etwas unterschreiben lassen und die Unterschrift mit der unter der Vollmacht verglichen, die der Freiherr vor drei Jahren nach dem Tode seines Vaters in einer kleinen französischen Stadt ausgestellt hatte. Die Namen kamen ihm ganz anders vor, auf dem einen wie auf dem anderen Papiere. Er erschrak, aber er hatte eben nur die beiden Namensunterschriften vor sich, keine weitere Schrift; da war die Vergleichung leicht trüglich. Er mußte Gewißheit haben. Er erinnerte sich, sehr bald nach dem Tode des alten Freiherrn Max von dem Frankfurter Bankierhause eine Nachricht erhalten zu haben, nach welcher der Freiherr Carl einen ausführlichen Brief über die Forstverwaltung seiner Güter an das Haus geschrieben hatte. Er schrieb an das Haus um Zusendung des Briefes, dessen Einsicht wünschenswerth sei. Unterdeß veranlaßte er den Herrn, über irgend etwas eine Schrift aufzusetzen.

So eben hatte er den Brief von Frankfurt erhalten.

„Und er ist kein Fälscher, Rose,“ rief er aus, indem er der alten Amme die beiden Schriftstücke vorlegte, die in der That einander glichen.

„Ich verstehe zwar nicht viel vom Schreiben,“ meinte

die Alte; „aber da sieht mir das Eine ganz aus wie das Andere.“

„Und ich verstehe mich auf Schreiben,“ sagte der Rentmeister, „und ich versichere Sie, Rose, daß wirklich das Eine wie das Andere ist. Es sind allerdings noch einige Unähnlichkeiten da, aber sie sind unbedeutend, und in drei Jahren verändert sich die Handschrift eines jeden Menschen etwas.“

„Mir ist ein schwerer Stein vom Herzen gefallen,“ sagte der Rentmeister.

Und die Amme nickte zustimmend mit dem Kopfe, ihr war es leichter ums Herz geworden, und sie mußte es sich noch leichter machen.

„Er trägt ja auch den Siegelring, den der selige Herr immer am Finger trug, und der auf den Sohn forterben mußte. Und auch die Uhr und die Kette, die er trägt, habe ich wiedererkannt. Die selige gnädige Frau schenkte sie dem jungen Herrn kurz vor ihrem Tode. Vor Allem aber, Herr Rentmeister, halte ich mich an das Kind, den kleinen Emil. Der kleine Junker sieht ganz so aus, wie der Herr, als er in demselben Alter war. Da sind die nämlichen Augen; da ist die Nase; da ist auch das Grübchen im Kinn. Wenn ich den Junker Emil ansehe, so meine ich, ich sehe den Junker Carl wieder. Freilich, freilich, wenn ich dann nachher den Herrn mir wieder ansehen muß —! Aber es ist doch nun einmal das Kind des Herrn. Und,“ schloß die alte Frau, „es ist gut, Herr Rentmeister, daß wir nun aus den Zweifeln über den Herrn heraus sind. Der arme Herr trägt doch so schwer, und nun kann man rechtschaffen Mitleid mit ihm haben, mit ihm und mit der gnädigen Frau.“

„Sie leben noch immer so zusammen?“ fragte der Rentmeister.

„Zusammen, Herr Rentmeister? Daß sich Gott erbarm! Sie sehen sich ja nicht, sie sprechen nicht mit einander. Als ich zum ersten Male zu ihr kam, sah sie schrecklich verweint aus. Er sitzt oben und brütet still

vor sich hin. Etwas haben sie mit einander, etwas ist da vorgefallen. Was es nur ist?"

Wieder waren mehrere Wochen vergangen. Die alte Rose saß unruhig wartend in ihrem Stübchen. Es war schon später Abend. Der Rentmeister hatte ihr am Nachmittag gesagt, daß er ihr etwas mitzutheilen habe, daß er am Abend zu ihr kommen werde. Er war dabei so geheimnißvoll gewesen und hatte so besorgt ausgesehen. Sie wartete auf ihn. Was hatte er ihr zu sagen? Er kam, man sah ihm sogleich an, daß er etwas auf dem Herzen hatte.

„Rose, erinnert Sie sich noch des Abends, da die Herrschaft ankam?"

„Wie werde ich in meinem Leben den Abend vergessen, Herr Rentmeister?"

„Sie sprach damals von denen im Oesterreichischen."

„Was ist es mit ihnen?"

„Der alte Freiherr Oswald ist hier."

Die alte Frau erschrak. „Im Schlosse?" rief sie.

„Wie wird er sich im Schlosse sehen lassen? Er ist in der Nähe; er hält sich verborgen und erkundigt sich insgeheim nach der Herrschaft."

„Was mag er wollen?" fragte die alte Rose, die plötzlich sehr unruhig geworden war.

„Das wollte ich von Ihr wissen, Rose," sagte der Rentmeister. „Sie kennt die alten Geschichten des Hauses besser als ich. Sie war die Vertraute der verstorbenen Freifrau, die so viel leiden und so jung und plötzlich sterben mußte."

„Ja," sagte die alte Amme, „sie war eine recht arme und unglückliche Frau." Weiter sagte sie nichts. Sie verfiel in tiefes Nachdenken.

„Und Sie weiß nicht, was der Freiherr will?" fragte der Rentmeister.

„Gutes will der schlechte Mensch nicht," antwortete sie. „Dazu ist ihm selbst zu viel Böses hier geschehen!"

„Ob wir dem Herrn Mittheilung von ihm machen?“ fragte der Rentmeiſter.

Die alte Frau ſchüttelte den Kopf.

„Er weiß von den alten Geſchichten nichts.“

„Eben darum, Roſe.“

„Nein, nein!“ rief ſie heftig.

„Und warum nicht?“

„Warum nicht?“ — Sie ſtockte. „Warum nicht?“ rief ſie dann noch einmal. „Er iſt doch nicht der Freiherr Carl.“.

Auch der alte Mann erſchrak. „Roſe, wie kommt Sie wieder darauf?“

„Er iſt es nicht. Er iſt ein Fremder, ein —“ Sie vollendete nicht.

„Was hat Sie jetzt wieder, Roſe?“

„Nichts, nichts.“ —

Sie hatte ein Geheimniß. Aber der Rentmeiſter fragte ſie nicht weiter. Er kannte die verſchwiegene alte Frau.

Sie ſprach von ſelbſt wieder. Sie mußte doch ihrem Herzen etwas Luft machen.

„Aber ein Unglück giebt es hier,“ ſagte ſie. „Ohne ein Unglück kann ein ſolches Leben kein Ende nehmen. Da ſind ſie nun ſeit zwei Monaten hier im Schloſſe und ſehen ſich noch immer nicht und ſprechen kein Wort zuſammen und fragen nicht einmal Einer nach dem Andern. Sie könnten ſterben und verderben, und die Frau erführe es nicht von dem Manne und der Mann nicht von der Frau. Und der Herr ſpricht mit keinem Menſchen und läuft nur immer wie ein wahnſinniger Mann durch die Wälder und über die Felder. Und die Frau hat außer mir und dem alten Kaplan noch kein einziger Menſch im Schloſſe geſehen. Sie kommt nicht aus ihrer Stube, als wenn ſie alle Woche einmal mit dem Kinde ſpazieren fährt, und dann iſt ſie feſt und tief verſchleiert, wie an dem Abende, da ſie ankam, als ob ein Menſch ſterben müßte, der ſie ſieht. Und das Kind? Es iſt ſo ſchön

und so blühend, und die schöne blasse Mutter muß es oft Stunden lang ansehen und ich sehe ihr dann an, wie ihr junges Herz an dem Kinde hängt und wie doch noch Eine Freude, und auch wohl noch Eine Hoffnung ihr in das Herz einzieht. Aber auf einmal kann sie es nicht mehr anblicken, sie wendet plötzlich das erschrockene Gesicht von dem freundlichen Gesichtchen des Kindes ab. Rose, nehmen Sie das Kind fort! ruft sie, und ich muß mit dem Kinde hinausgehen. Und der Herr, wie er die Frau nicht sieht, so sieht er das Kind nicht, wie er nach ihr nicht fragt, so fragt er nach ihm nicht. Der liebe Gott mag wissen, was das Alles ist, und der liebe Gott mag sich über sie erbarmen, wenn er sich über sie erbarmen kann." —

„Gutes kann der schlechte Mensch nicht wollen," hatte die alte Rose gesagt.

Wenige Tage später sollten die beiden alten Leute wenigstens zum Theil erfahren, was der Onkel ihres Herrn, der alte Freiherr Oswald von Falkenburg, wollte.

Kurz zuvor hatte die Amme noch etwas Anderes erfahren, aber das behielt sie für sich.

Sie war die einzige weibliche Bedienung der Freifrau geblieben. Sie war auch die einzige Wärterin des Kindes. Außer ihr und dem alten Kammerdiener Theodor kam kein Mensch in die Zimmer der Freifrau, in denen auch das Kind beständig sich aufhielt. Die Herrin hatte die alte Frau liebgewonnen; die Freundlichkeit und das Vertrauen, die sie ihr schenkten, zeigten es. Die Amme durfte immer um sie und das Kind sein. Sie that in deren Gegenwart ihrem stillen Gram keine Gewalt an, und der Gram verließ sie nie. Freilich sprach sie mit der alten Frau nie ein einziges Wort, das auf ihren Kummer, ihre Thränen, ihr Leiden sich hätte beziehen können. Der alte Theodor schien ihr eigentlicher Vertrauter zu sein.

Eines Tages sah Rose diesen aus dem Gemache des Herrn kommen, mit einem Briefe, den er nur von letz-

terem erhalten haben konnte und den er in das Zimmer der Freifrau trug.

Es fiel der Amme auf, denn es war ihr das erste Zeichen eines Verkehrs zwischen den Ehegatten. Was mochte es bedeuten? Sie war neugierig geworden; aber sie hatte so lange in einem Hause gelebt, in dem sie vor Allem gelernt hatte, die Geheimnisse des Hauses zu ehren. Sie kümmerte sich nicht weiter um den Diener und nicht um den Brief, sondern ging ihrer Beschäftigung nach. Allein diese führte sie nach einer halben Stunde in das Zimmer der Freifrau, und hier erfuhr sie auf einmal unwillkürlich mehr, als sie vielleicht durch absichtliches Horchen und Lauschen zu erfahren hätte hoffen dürfen.

Der Kammerdiener Theodor war noch in dem Zimmer der Herrin. Er saß neben ihr auf einem Stuhle und sprach eifrig mit ihr.

„Ich beschwöre Dich, davon abzustehen," sagte er zu ihr. „Du bist es ihm und Dir schuldig."

Die Amme war nicht rasch, nicht leise eingetreten. Dennoch hatten die Beiden sie nicht gehört. Wie vertieft mußten sie also in ihr Gespräch sein! Erst als der Kammerdiener die Worte gesprochen hatte, sahen sie beide die alte Frau. Der Kammerdiener erhob sich schnell, er war roth geworden, die plötzliche Ueberraschung hatte ihn verlegen gemacht. Die Freifrau indeß blieb sitzen, ihr blasses Gesicht veränderte nicht die Farbe; es veränderte sich kein Zug darin. Sie warf nur einen stillen, trauernden, aber zugleich vertrauenden Blick auf die Amme, und dieser Blick sagte: „Könntest Du mich noch unglücklicher machen, als ich bin? Nein, Du kannst es nicht."

Und so antwortete ihr ein Blick der treuen Augen der alten Rose.

„Ich erwarte ihn," sagte die Freifrau dann zu dem Kammerdiener, der sich auf ihren Wink entfernte.

Die Freifrau wandte sich wieder zu der Amme.

„Rose, Sie ist diesem Hause immer treu gewesen!"

„Treu und verschwiegen, gnädige Frau."

„Sie wird es auch ferner bleiben.“

„Gewiß, Euer Gnaden.“

„Gut, so gehe Sie jetzt!“

Rose verließ das Zimmer. Neue Fragen, neue Geheimnisse tauchten vor ihr auf. Wer war der Diener, der so vertraut neben seiner Herrin hatte sitzen, der Du zu ihr hatte sagen können?

Sie befand sich am Ende des Corridors. Da sah sie plötzlich den Freiherrn, der am andern Ende die Treppe herunter kam.

Er war in tiefen Gedanken und schien finsterer als je. Er ging auf die Zimmer der Freifrau zu, klopfte an und trat hinein.

Die alte Amme mußte ihm folgen, sie schlich auf den Zehen ihm nach. Sie machte die Lauscherin vielleicht zum ersten Male in diesem Schlosse und horchte an der Thür.

Obwohl die Gatten leise mit einander sprachen, verstand sie dennoch die meisten Worte. Der Ton der Freifrau war ein leise klagender, der Freiherr sprach ruhig und kalt; die Amme glaubte sein finsteres, strenges Gesicht dabei zu sehen.

„Ich bitte Dich, laß mich,“ sagte die Freifrau.

„Du hast gehört, es geht nicht,“ war die Antwort. „Der Anstand, jene Gefahr“ —

„Aber ich ertrage dieses Leben nicht länger.“

„Du mußt.“

„Ich nehme es mir — Du zwingst mich dazu.“

„Thorheit!“

„Gustav, Gustav“ —

Die Amme entsetzte sich.

„Gustav heißt er? Und nicht Carl? Er ist doch nicht der Freiherr! Ich hatte Recht! Ich hatte Recht! Mein Gott, wer ist er denn?“

Der Freiherr hatte seine Gattin strenge unterbrochen.

„Sprich den Namen nicht mehr aus!“

„O,“ klagte die Gattin, „fühlt Dein Herz denn gar nichts mehr für mich?“

„Mein Herz?“ rief der Freiherr mit Bitterkeit, und in die Bitterkeit schien sich ein finsterer, feindlicher Groll zu mischen. „Mein Herz? Du wagst von meinem Herzen zu sprechen? Du wagst, mich zu erinnern? —“

„Gustav!“ rief flehend die Frau.

„Nenne den Namen nicht!“ sprach er härter, strenger. „Und rufe nie Zeiten zurück, deren bloße Erinnerung mich zu einem Verbrechen zwingen könnte. Bringst Du denn allein ein Opfer? Du bringst eins, Du mußt es, Du sollst es, ich will es. Aber auch ich bringe große, schwere Opfer hier, nicht minder wie Du, vielleicht noch schwerere. Und nun kein Wort weiter. Adieu!“

Die Amme flog von der Thür zurück und verbarg sich in einer Fensternische.

Eine halbe Minute darauf kehrte der Freiherr aus dem Zimmer seiner Gemahlin zurück. Er ging langsam durch den Corridor, die Treppe hinauf, seinen Gemächern zu. Sein Gesicht sah die Amme nicht.

Die alte Rose mußte in ihr Stübchen schleichen. Sie war tief erschrocken. Welche Entdeckungen hatte sie gemacht! Welche Geheimnisse, welche furchtbaren Geheimnisse lagen hinter diesen Entdeckungen noch verborgen?

Den Abend kam der Rentmeister wieder zu ihr. Auch er hatte etwas erlebt, und er theilte es ihr mit. Die Unterredung des Freiherrn mit seiner Gemahlin hatte am vorgerückten Nachmittage stattgefunden.

Eine Stunde später trat der Freiherr bei dem Rentmeister in der Rentmeisterei ein. Er sah sehr finster aus.

„Warum sind Sie nicht gekommen?“ fragte er vorwurfsvoll.

„Hatten Euer Gnaden mich befohlen?“

„Ich hatte Sie durch Georg auffordern lassen, mich in den Wald zu begleiten.“

„Georg war nicht bei mir.“

„Wie?“

„Ich versichere Euer Gnaden, ich habe ihn seit Mittag nicht gesehen.“

„Rufen Sie ihn her," befahl der Freiherr noch finsterer.

Der Rentmeister ging, den Bedienten Georg herbeizuholen. Indem er nach der Bedientenstube im Schlosse gehen wollte, führte sein Weg ihn von der Rentmeisterei am Schloßpark vorüber. Zufällig warf er einen Blick in den Park und sah in einer der Alleen den Bedienten schleichen. Der Mensch schien dem benachbarten Walde zueilen zu wollen.

„Sie sollen mir zu dem Herrn folgen," rief er ihm zu.

Mehr sagte er ihm nicht. Er hatte seine eigenen Gedanken über das Schleichen des Menschen nach dem Walde hin, der ihm den Befehl, den Freiherrn in den Wald zu begleiten, nicht überbracht hatte. Aber er wollte durch das Weitere Gewißheit haben, ehe er sprach.

Der Diener folgte ihm in die Rentmeisterei, wo ihn der Freiherr finster empfing.

„Warum waren Sie nicht bei dem Herrn Rentmeister?"

„Ich hatte es vergessen, Euer Gnaden."

„Ich kann keine Diener gebrauchen, die meine Befehle vergessen. Sie verlassen heute noch Ihren Dienst und das Schloß. Der Herr Rentmeister wird Ihnen nach unserer Rückkehr Ihren Lohn auszahlen."

Der Diener ging, ohne ein Wort der Erwiderung, der Bitte.

„Gehen wir," sagte der Freiherr zu dem Rentmeister.

Sie gingen in den Wald. Der Freiherr sprach kein Wort weiter von dem Zwischenfalle. Er sprach auch sonst nichts, als über den Zweck ihres Ganges. Es sollte Bauholz gehauen werden; er wollte mit dem Rentmeister vorläufig die Stellen besichtigen.

Der Rentmeister hatte Zeit, über das Vorgefallene nachzudenken. Der Bediente Georg war früher stets ein ordentlicher Mensch gewesen; nur seit den letzten Tagen hatte er sich manchmal zerstreut gezeigt. War er auch heute nur zerstreut gewesen? Aber wozu hatte er in den

Wald ſchleichen wollen? Und gerade in jener Richtung, die der Freiherr jetzt nahm?

Der Rentmeiſter ſollte es erfahren.

Sie kamen in den Theil des Waldes, der beſichtigt werden ſollte. Es waren hohe Eichen da, um deren Fällung es ſich handelte. An einer der Eichen ſtand ein Mann; er ſchien wartend dazuſtehen. Als er den Freiherrn, der vorausging, erblickte, wollte er ihm entgegentreten. Da ſah er den Rentmeiſter. Er ſtutzte; er ſchien zweifelhaft, ob er ſich entfernen ſolle, doch entſchloß er ſich, zu bleiben.

Der Rentmeiſter hatte ihn erkannt; es war der Freiherr Oswald von Falkenburg, der Onkel des Freiherrn Carl. Er hatte das Ausſehen eines vornehmen Reiſenden, den etwa ein Zufall oder ein Spaziergang in den Wald geführt hatte. Sein Geſicht war widerwärtig, lauernd, tückiſch; er trat auf den Freiherrn zu.

Dieſer wollte an ihm vorübergehen, ohne auf ihn zu achten. Er kannte ihn ja nicht. Der Andere hielt ihn auf.

„Entſchuldigen Sie, mein Herr —"

Auf einmal ſtutzte er und blickte forſchend in das Geſicht des Neffen. Er mußte ihn ſich noch einmal anſehen, ob er wirklich vor dem ſtehe, zu dem er wollte.

„Was wollen Sie, mein Herr?" fragte ihn der jüngere Freiherr.

„Parbleu, mein Herr, ſind Sie wirklich mein Neffe?" fragte der Andere.

Er fragte es boshaft, höhniſch. Der Rentmeiſter ſah ſeinen Herrn einen Augenblick wanken.

„Ihr Neffe —?"

„Wenn Sie in der That der Freiherr Carl von Falkenburg ſind!"

„Der bin ich."

„Hm, dann müſſen Sie auch wiſſen, wer Ihr Onkel iſt."

„Ich habe meines Wiſſens nur einen Onkel; es iſt der Freiherr Oswald von Falkenburg."

„Und der bin ich! — Parbleu, Sie wissen es also doch?“

„Wozu diese Frage?“

„Wozu? Hm, wenn Sie wissen, daß ich Ihr Onkel bin, wenn Sie also mein Neffe sind, so müssen Sie auch ferner wissen, was für ein Abkommen zwischen uns bestand.“

Der Neffe erhob sich stolz.

„Mein Herr, bevor wir weiter sprechen, möchte ich Sie denn doch bitten, mir Ihrerseits zu beweisen, daß Sie der sind, für den Sie sich ausgeben.“

„Ein durchaus billiges Verlangen,“ sagte mit seinem höhnischen, tückischen Lächeln der Andere. „Ich wünsche mir jetzt Glück, daß ich Sie nicht allein getroffen habe, wie ich gewünscht hatte, und daß Ihr Rentmeister bei Ihnen ist, ein Mann, dem Sie hoffentlich wohl vertrauen werden. Herr Buchholz, wer bin ich?“

„Der Herr Freiherr Oswald von Falkenburg,“ antwortete der Rentmeister.

„Hm, Onkel und Neffe ständen also fest. Und nun, mein Herr Neffe, Ihre Antwort auf meine Frage?“

„Ihr Abkommen,“ antwortete der Neffe, „war mit meinem Vater getroffen, nicht mit mir.“

„Und der Sohn hält sich an die Versprechungen seines Vaters nicht gebunden?“

„An derartige Versprechungen ist kein Sohn gebunden. Gesetz und Sitte sprechen ihn frei.“

„Auch die Ehre?“

„Unter Umständen sogar zwingend.“

„Ah, zwingend?“ rief der alte Freiherr höhnisch; aber auf einmal wurde sein Gesicht ernst, und seine tückischen, falschen Augen flammten zornig.

„Zwingend?“ wiederholte er. „Und von Ehre wollen Sie sprechen? Ein Freiherr von Falkenburg will sich auf die Ehre berufen dafür, daß er eine Metze geheirathet hat? Ja, ja, mein Herr, eine Metze! Ich habe die Beweise in den Händen.“

Der jüngere Freiherr hatte auffahren wollen; die

Worte des Andern lähmten alle seine Kraft. Der Oheim fuhr fort, zornig, höhnisch, verächtlich:

„Freilich, freilich, der alte Stamm ist ja entartet. Der Vater ein Meineidiger, der Sohn ein völlig ehrloser Bube, ich, der Onkel, ein Lump, meine Tochter — Pah, eine vortreffliche Gesellschaft alten deutschen Adels!"

Auf einmal schien ihm wieder etwas Anderes einzufallen, denn er starrte dem Neffen in das geisterbleiche, bebende, vernichtete Gesicht.

„Aber zum Teufel, Bursch, gehörst Du denn wirklich zu uns? Bist Du denn mein Neffe? Der Sohn jenes Meineidigen? Trägst Du einen Zug von ihm, von mir, von dem Geschlechte der Falkenburgs in Deinem Gesichte? Laß Dich einmal besehen. Zeig' her dieses Armesündergesicht! Bei Gott, wenn Du der Freiherr Carl von Falkenburg bist, dann bin ich ein Betrüger, ein Fälscher, ein Räuber oder Mörder, der aus irgend einem Zuchthause entsprungen und hergelaufen ist und sich für einen Freiherrn ausgibt und sich in einem reichen adligen Schlosse festsetzt, mit Metze und Kind —"

Der Freiherr Carl von Falkenburg hatte sich ermannt. Seine Gesichtszüge waren wieder fest geworden, seine Haltung wieder stolz. Den alten Freiherrn würdigte er keines Blickes. Er wandte sich an den Rentmeister, ruhig und fest.

„Kommen Sie, Buchholz! Der Mann mag mein Oheim sein; aber er ist ein Wahnsinniger, und einem Wahnsinnigen geht man aus dem Wege."

Er nahm den Weg nach dem Schlosse zurück. Er ging langsam, ruhig, mit festem, stolzem Schritt. Der Rentmeister folgte ihm.

Der Freiherr Oswald von Falkenburg sah ihm mit boshaftem Hohne nach. Er sprach kein Wort mehr; aber man hörte ihn noch lange und laut lachen. Der Freiherr Carl ging schweigend. Erst als sie nahe beim Schlosse waren, sprach er:

„Buchholz, Sie sind ein treuer Diener des Hauses?"

„Gewiß!“ antwortete der Rentmeiſter. Damit trennten ſie ſich.

Es war Abend über ihre Rückkehr geworden.

Der Rentmeiſter ging zu der alten Roſe, er mußte ſein Herz gegen ſie ausſchütten.

„Gewiß,“ ſagte er, als er ihr Alles erzählt hatte, „bin ich ein treuer Diener des Hauſes, aber —“

„Aber?“ fragte ihn die alte Amme.

„Aber,“ ſagte der Rentmeiſter, „kann ich der treue Diener eines fremden Betrügers und Fälſchers ſein, der frecher Weiſe in dieſes Haus ſich eingeſchlichen hat, mit einer —?“

„Herr Rentmeiſter,“ unterbrach ihn die alte Amme, „wir haben keine Beweiſe gegen ihn, daß er ein Fremder, ein Betrüger iſt, und keine gegen ſie, daß ſie eine Metze iſt. Wir haben vielmehr Beide zwar als recht unglückliche, aber ſonſt nur als gute, brave und redliche Menſchen kennen gelernt. Dagegen kennen wir jenen alten Freiherrn Oswald ſeit ſeiner früheſten Jugend nur als frechen, zu jeder Niederträchtigkeit fähigen Böſewicht. Darum dienen wir ferner treu dieſem Hauſe und ſeiner Herrſchaft, die wir einmal, wie die Sachen liegen, als die rechte Herrſchaft anerkennen dürfen und alſo auch anerkennen müſſen.“

„Und was ſoll weiter werden?“ fragte der Rentmeiſter. „Was für ein Ende ſoll kommen?“

„Das überlaſſen wir Gott!“

„Gott?“ wiederholte die alte Frau dann, wie durch einen Gedanken ergriffen und erſchreckt. „Iſt Gott auch bei den Verbrechen?“

Aber ſie ſprach nicht weiter, ſie ging ihrer Arbeit nach und der Rentmeiſter ging in ſeine Rentmeiſterei zurück.

Vier Wochen später war bei dem Criminalgerichte, zu dessen Bezirk das Gut Falkenburg gehörte, jenes anonyme Schreiben eingegangen, das die Ermordung der Freifrau von Falkenburg auf Falkenburg mit den anscheinend so widersprechenden Zusätzen anzeigte.

Nochmals eine Ankunft im Schlosse.

Criminalunterſuchungen, in denen von vornherein Alles im Dunkeln liegt, pflegen ſchwierig und verwickelt zu werden und können den Richter, der ſie zu führen hat, nach manchen Seiten hin compromittiren; ſie werden um ſo dorniger und unangenehmer, wenn ſie gegen vornehme Perſonen zu führen ſind. Die älteren Mitglieder eines Criminalgerichts ſchieben ſie dann gern von ſich ab, und der Dirigent des Gerichts überträgt ſie einem jüngeren Richter, mit der wohlwollenden Verſicherung, er finde dabei Gelegenheit, ſich auszuzeichnen und Carriere zu machen.

Ein junger Aſſeſſor des Criminalgerichts wurde mit der Führung der Unterſuchung über den allenfalls gegen die Freifrau von Falkenburg verübten Giftmord beauftragt. Ein alter, erfahrener Gerichtsſchreiber und ein handfeſter und entſchloſſener Executor wurden ihm beigegeben.

Der Aſſeſſor war funfzehn Minuten nach ſeiner Ernennung zum Inquirenten mit den beiden anderen Beamten auf dem Wege zur Falkenburg.

Keiner von den drei Beamten war jemals auf dem Schloſſe Falkenburg geweſen, ſelbſt die Gegend umher war ihnen unbekannt. So kannte man auch ſie dort nicht, und ſie konnten um ſo vorſichtiger und ſicherer ihre Operationen einleiten.

Der junge Aſſeſſor hatte ſchon in früheren Unter-

ſuchungen gezeigt, daß er ein eben ſo gewandter wie vorſichtiger Inquirent ſei. Er erkannte auch jetzt die ganze Schwierigkeit ſeiner Aufgabe.

Eine Unterſuchung wegen Giftmordes iſt immer eine beſonders ſchwierige. Das Gift wird heimlich beigebracht, es wirkt heimlich; in den wenigſten Fällen iſt nur eine Spur von ihm aufzufinden; animaliſche und vegetabiliſche Gifte laſſen ſich in ihrer Subſtanz gar nicht herſtellen. Die Unterſuchung mußte in dem vorliegenden Falle eine doppelt, dreifach ſchwierige werden, bei dem Mangel an jeglichem Anhalt; bei der völligen Unbekanntſchaft des Inquirenten mit Gegend, mit Bewohnern, mit Zuſtänden des Schloſſes Falkenburg; bei allen jenen Widerſprüchen in der anonymen Denunciation. Der Beſitzer des Schloſſes ſollte ſeine Gattin ermordet haben, die wieder nicht ſeine Gattin war, und er ſelbſt ſollte kein Freiherr von Falkenburg, alſo wieder nicht der rechtmäßige Beſitzer des Schloſſes ſein!"

Aber war denn wirklich ein Mord verübt? Konnte nicht eben ſowohl hierüber eine Myſtifikation vorliegen, gerade mit der nichtswürdigen, ruchloſen Abſicht, das Criminalgericht in Schloß Falkenburg hineinzuwerfen, und hier, vielleicht allerdings beſonderen, eigenthümlichen Verhältniſſen und Zuſtänden gegenüber, den Frieden und die Ruhe des Hauſes zu ſtören?

Der Inquirent konnte nicht vorſichtig genug verfahren; er mußte bei jedem Schritte, den er that, auf ſeiner Hut ſein.

Das Schloß Falkenburg lag fünf Meilen von dem Orte des Gerichts entfernt. Der Kutſcher, der die Beamten fuhr, kannte den Weg dahin, freilich nur bis zu dem letzten Dorfe vor dem Schloſſe. Das Schloß ſollte noch etwa eine halbe Meile weiter liegen, mitten in einer waldigen Gegend; ſo hatte er gehört, er ſelbſt war noch nicht dageweſen.

Die Beamten erreichten das Dorf. Der Aſſeſſor ließ am Kruge halten. Er hatte den beiden anderen Beamten

und dem Kutscher auf das gemessenste befohlen, Niemandem zu sagen, woher sie kämen, wohin sie wollten.

Er ließ sie im Kruge zurück und ging selbst in das Dorf hinein.

Es war ein Kirchdorf, das nächste beim Schlosse Falkenburg; vielleicht war dieses hier eingepfarrt, trotzdem das anonyme Schreiben von einem Schloßgeistlichen gesprochen hatte. Der Pfarrer des Dorfes mußte dann nothwendig von dem Tode der Herrin des Schlosses Kunde haben. Dies war indeß auch dann zu erwarten, wenn das Schloß nicht zu der Pfarre gehörte. Das Schloß gehörte zu dem Gute der „Herrschaft" Falkenburg; zu einem Begräbnisse der Freifrau waren unzweifelhaft sämmtliche Pfarrer der Herrschaft eingeladen. So dachte der Assessor.

Er nahm seinen Weg zu der Kirche des Dorfes. Neben der Kirche mußte das Pfarrhaus liegen, zu dem Pfarrhause mußte ein Garten gehören, in dem Garten mußte eine Laube sein, in der Laube —

Es war ein heller warmer Nachmittag in den ersten Tagen des September. Der Assessor war ein junger, hübscher, gewandter, lebensfroher Mann. Darf das nicht auch ein Inquirent sein, und darf er, wenn er mit Gift und Mord zu thun hat, an gar nichts Anderes denken, als an Gift und Mord?

In der Laube konnten ein paar hübsche Töchter des Pfarrers sitzen. Einsame Pfarrerstöchter auf dem Lande sind neugierig, sie mußten auf ihn neugierig werden, wenn er an dem Garten, an der Laube vorbeiging, und wenn ein junger, gewandter Mann einmal die Neugierde junger hübscher Damen erweckt hat, so müßte es gar sonderbar zugehen, wenn er nicht bald in ein Gespräch mit ihnen verwickelt wäre. Das Gespräch, in das vielleicht der alte Pfarrer, der Vater, selbst sich hineinmischte, mußte dem Inquirenten, ohne daß er sich im geringsten verrieth, Alles liefern, was er vorläufig über das Schloß Falken-

burg und über deſſen Bewohner, Zuſtände und Ereigniſſe erfahren wollte. So dachte er weiter.

Er kam zu der Kirche. Neben der Kirche lag das Pfarrhaus in einem reizenden Garten, und in dieſem Garten war eine reizende Laube, aber in der Laube ſaßen keine hübſchen, neugierigen Pfarrerstöchter.

Dagegen wurde dem Aſſeſſor eine Ueberraſchung zu Theil.

In dem Garten ging ein Mann ſpazieren. Es war kein alter Pfarrer, aber ein junger Mann, etwa in demſelben Alter, in dem ſich der Aſſeſſor befand. Und wie er ſich den jungen Mann näher anſehen wollte, kam dieſer ſchon eilig auf ihn zu, und indem Jeder den Namen des Anderen rief, hatten ſich ein paar Univerſitätsfreunde wiedergefunden, die ſeit den Univerſitätsjahren nichts von einander gehört hatten.

„Du biſt Pfarrer hier?“

„Seit anderthalb Jahren. Und Du biſt?“

„Aſſeſſor beim Criminalgericht ebenfalls ſeit anderthalb Jahren.“

„Und was führt Dich hierher?“

Da ſtand der Inquirent ſo auf einmal, wie von ſelbſt, an dem Ziele ſeiner Wünſche, das er nur mühſam und langſam, durch Fragen und Winden erreichen zu können gemeint hatte. Dem Freunde konnte er ſich, der Freund konnte ihm vertrauen. Er war indeß doch noch ein vorſichtiger, peinlicher Mann. Der rechte Criminalrichter iſt es meiſt. Die Theologen, hm, ſie ſind es — nicht ſo oft.

„Zu Dir? der Zufall,“ ſagte der Aſſeſſor.

„Zu mir? Aber in dieſes Dorf? In dieſe Gegend?“

„Hm —“

„Ah, Du willſt doch nicht zur Falkenburg?“

„Was wüßteſt Du davon?“

„Nun, Du biſt Criminalrichter, wie Du mir ſagſt, und dort —“

„Und dort auf der Falkenburg?

„Sollen ſonderbare Geſchichten paſſirt ſein.“

„Sollen? Du haſt nur davon gehört?“

„Ich ſelbſt war nie da.“

„Das Schloß gehört nicht zu Deiner Pfarre?“

„Nein. Sie ſind katholiſch dort. Freilich der Schloßherr —“

„Was iſt's mit ihm?“

„Er war ein paarmal hier bei mir in der Predigt.“

„Du kennſt ihn alſo?“

„Ich habe ihn von meiner Kanzel aus in der Kirche geſehen, weiter nicht.“

„Wie ſieht er aus?“

„Wie ein vornehmer Herr in unſerem Alter — im Anfange der Dreißiger iſt er wohl — ausſieht; freilich dabei etwas ſehr blaß, ſehr finſter, ſehr unglücklich.“

„Und ſeine Frau? Er iſt doch verheirathet?“

„Er war es. Aber geſehen hat ſeine Frau kein Menſch, und wenn Du wiſſen willſt, wie ſie ausſah — indeß, Freund Aſſeſſor, ich glaube, Du willſt Komödie mit mir ſpielen. Heraus Deinerſeits mit der Sprache, wenn Du von mir etwas erfahren willſt. Geht Deine Reiſe nach der Falkenburg und was haſt Du dort vor?“

„Du wirſt mich nicht verrathen, Freund?“

„Sei kein Thor!“

„Ja, ich will zur Falkenburg. Dem Criminalgerichte kam die Anzeige von dem Tode der Freifrau.“

„Ah, und von wem?“

„Anonym!“

„Ich hatte es gedacht.“

„Was hatteſt Du gedacht?“

„Nichts, nichts — oder nachher. Wie lautet die Anzeige? Ich erzähle dann Dir.“

„Die Anzeige lautet, die Freifrau von Falkenburg auf Schloß Falkenburg ſei geſtorben, ſie ſei vergiftet und der Mörder ſei ihr Gemahl; der Geiſtliche und eine alte Amme im Schloſſe würden das Nähere bekunden. Es werde dabei zugleich ermittelt werden, daß die Verſtorbene keine Freifrau von Falkenburg geweſen, daß ihr Gemahl

kein Freiherr von Falkenburg sei, und daß mithin auch dem Kinde der Beiden keine Rechte eines Freiherrn von Falkenburg zustehen."

Der Pfarrer nickte mit dem Kopfe, als wenn er so den Inhalt der anonymen Anzeige erwartet habe.

„Du kennst den Einsender?" fragte ihn der Assessor.

„Gott bewahre mich."

„Aber Du stimmst dem Inhalte bei?"

„Gott bewahre mich auch davor."

„So erzähle Du jetzt."

„Du wünschest zunächst Auskunft über die Freifrau zu erhalten?"

„Gewiß. Die Frau ist todt?"

„Seit vorgestern Abend."

„Ist sie schon begraben?"

„Die Beerdigung soll morgen früh sein."

„So käme ich noch zeitig genug."

„Wozu, mein Freund?"

„Wäre dort kein Verbrechen vorgefallen?"

„Verbrechen vielleicht mehr als genug. Ob aber gerade ein Giftmord —? Freilich, es gibt allerlei Morde."

„Du sprichst in Räthseln. Erzähle nur endlich. Was werde ich in dem Schlosse finden? Was ist dort geschehen?"

„Du frägst viel in den wenigen Worten, und es ist Dir nur wenig zu antworten. Was Du im Schlosse finden wirst? Vor allem eine todte Frau, die bisher von allen Menschen der Gegend vielleicht nur drei Bewohner des Schlosses gesehen haben, nämlich ihr Mann, der alte Kaplan, die alte Amme."

„Und warum Niemand sonst?"

„Doch wohl, weil sie sich sonst vor Niemandem sehen ließ oder sehen lassen durfte."

„Und warum das nicht?"

„Das weiß ich nicht. Aber laß mich fortfahren. Die Frau ist todt, von ihr wirst Du nichts erfahren, als vielleicht, daß sie noch jung und schön war, — was die Leute

zwar glauben, wovon aber Niemand etwas weiß, — wahrscheinlich auch, daß sie leidend und unglücklich genug gewesen sein mag, was man ebenfalls glaubt, weil man nichts darüber weiß. Du wirst ferner den Freiherrn finden, den blassen, finsteren, menschenscheuen Mann, den ich Dir schon beschrieben habe. Er kann noch reden, aber aus seinem verschlossenen Munde wirst Du kein Wort vernehmen. Die alte Amme wirst Du finden, die seine, des Freiherrn, Amme war. Sie ist eine alte Vertraute der Personen und Ereignisse des Schlosses, aber sie ist stumm, wie das Grab. Der alte Schloßkaplan dann, er weiß wohl noch mehr als die Amme; aber er ist stummer als das Grab, er ist Beichtvater. Ein alter Rentmeister ist noch da; Dein anonymes Schreiben erwähnt seiner nicht. Er weiß gewiß ebenfalls Manches, aber was er weiß, sagt auch er nicht. Solche alte Beamte eines alten Hauses sind treuer als Gold, sie begehen Verbrechen, wenn es sein muß, um ihre Herrschaft nicht zu verrathen, um sie nur nicht bloßzustellen. Außerdem wirst Du nur Diener finden, die von nichts wissen, die kaum das Schloß betreten durften. Ich fürchte, Deine Mission, ein Verbrechen dort zu entdecken, wird eine vereitelte sein."

„Aber glaubst Du an ein Verbrechen?" fragte der Assessor.

„Höre mir zu, ich werde Dir erzählen, was sich im Schlosse zugetragen hat. Ich muß etwas weit zurückkehren und ich weiß nur Allgemeines, was man sich in der Gegend erzählt, eigentlich nur, was sich meine Herren Confratres erzählen und mir erzählt haben.

Der Vater des Freiherrn, dessen Gattin morgen beerdigt werden soll, der Freiherr Max von Falkenburg, war der zweite Sohn seines Vaters; sein älterer Bruder hieß, oder heißt noch, Oswald von Falkenburg. Der Vater der Beiden besaß hier die reiche Herrschaft Falkenburg, und im Oesterreichischen das Gut Hammersdorf, zwar ebenfalls ansehnlich, aber mit Falkenburg gar nicht zu vergleichen. Sämmtliche Besitzungen waren sein freies, al-

lodiales Eigenthum; er konnte darüber unter seinen beiden Söhnen verfügen, wie er wollte. Er hatte dennoch zum öftern davon gesprochen, daß der ältere Sohn Oswald Falkenburg, der zweite Max Hammersdorf nach seinem Tode erhalten solle. So war es auch früher in der Familie gewesen, und nur durch das Aussterben der jüngeren Linie im Oesterreichischen waren die sämmtlichen Güter in eine Hand gekommen. Der alte Herr starb, sein Testament wurde eröffnet. Es enthielt andere Bestimmungen, als man erwartet hatte: die große und reiche Herrschaft Falkenburg war dem jüngeren Max zugetheilt, der ältere Oswald war mit dem vielleicht um Neunzehntel geringeren Gute Hammersdorf abgefunden. Die Leute steckten schon damals die Köpfe zusammen. Der Freiherr Max war wenige Monate vor dem Tode seines Vaters von seinen Reisen nach Hause zurückgekehrt, der Freiherr Oswald befand sich noch auf Reisen. Der Freiherr Max setzte sich in Besitz von Falkenburg. Man war neugierig auf die Rückkehr des Freiherrn Oswald. Er wurde erwartet, es ging ihm kein guter Ruf voraus. Er sei ein roher Wüstling, ein gemeiner, zu jeder Gewaltthätigkeit und Schlechtigkeit fähiger Mensch, hieß es von ihm; so habe er sich in der Welt herumgetrieben. Schon in seiner Jugend auf Schloß Falkenburg hatte er sich als ein Taugenichts gezeigt. Das war freilich auch sein jüngerer Bruder Max gewesen, und man wollte von diesem auch in späterer Zeit nicht viel Anderes, als von dem älteren Bruder gehört haben; er sei nur ein heuchlerischer Lump, während der ältere ein offener sei, der gar mit seiner Rohheit und Gemeinheit renommire.

Der Freiherr Oswald kam zurück. Wenige Wochen nachher war ein Prozeß zwischen den beiden Brüdern anhängig. Oswald forderte von Max die Herrschaft Falkenburg heraus. Er behauptete, der jüngere Bruder habe das Testament des Vaters gefälscht. Der Prozeß konnte nur durch einen Eid entschieden werden. Der Freiherr Max leistete den Eid, daß er das Testament nicht gefälscht

habe. Er behielt Falkenburg und die Leute sagten, daß er einen Meineid geschworen habe.

Ein paar Monate später starb seine schöne, brave junge Frau; die Leute sagten, das sei die Strafe Gottes für den von dem Freiherrn geleisteten Meineid. Andere Leute sprachen nicht von dem Freiherrn Max und nicht von einer Strafe Gottes, sondern von dem Freiherrn Oswald und von Rache.

Darauf begann das einzige Kind des Freiherrn Max, der jetzige Freiherr Carl zu kränkeln und auf unerklärliche Weise dahin zu schwinden. Erkennt Ihr nun die Strafe Gottes? sagten die Leute. Das Geschlecht des Meineidigen soll aussterben; er darf die Früchte seines Verbrechens nicht genießen. Andere Leute dachten wieder an den Freiherrn Oswald und daß dessen Nachkommen doch die Herren auf der Falkenburg würden, wenn der Freiherr Max ohne Nachkommenschaft sterbe.

Der Freiherr Max aber verließ mit seinem Kinde die Falkenburg und Deutschland und ging in die weite Welt, und da die Welt sehr weit ist, so wußte kein Mensch, wo er war. Es hieß nur, er sei um des kränkelnden Kindes willen nach dem Süden gegangen. Die Gelder für ihn wurden an ein Frankfurter Bankierhaus geschickt, und auch dieses wußte nicht, wo er war; es mußte sich nur wieder mit Bankierhäusern in andern Ländern in Verbindung setzen.

So waren einige zwanzig Jahre verflossen; da kam die Nachricht, daß er gestorben sei, ich glaube in irgend einer kleinen Stadt des südlichen Frankreichs.

Sein einziger Sohn, der Freiherr Carl, dem die Frau jetzt vergiftet sein soll, war nun der Herr von Falkenburg. Auch von ihm erfuhr man nichts, weder wo er sei, noch was er treibe. Es hieß nur, daß nicht viel an ihm sei. Warum nicht, das wußte kein Mensch. Vielleicht hatte zu dem Gerede der Umstand Veranlassung gegeben, daß der Rentmeister ihm doppelt so viel Geld schicken mußte, wie früher dem Vater.

Vor etwa einem Vierteljahre auf einmal war der Freiherr Carl auf Schloß Falkenburg. Er war plötzlich gekommen; erst wenige Stunden vor seiner Ankunft hatte ihn ein Brief angemeldet. Er kam mit Familie, einer Frau, einem Kinde, einem Bedienten — das war Alles.

Und nun, was sich seit der Ankunft des Freiherrn im Schlosse zugetragen, wie sie lebten. Das war eigentlich gar kein Leben. Die beiden Gatten bezogen sofort in der Stunde ihrer Ankunft jedes eine besondere Etage in dem großen weitläufigen Schlosse und sie haben sich seitdem nicht wieder gesehen und nicht wieder mit einander gesprochen, wenn es nicht etwa in den letzten Augenblicken vor dem Tode der Frau geschehen ist, was ich nicht weiß. Außer ihnen und dem Kinde und dem alten Diener Theodor wohnen in dem ganzen Schlosse nur der alte Schloßkaplan und die alte Amme. Sämmtliche andere Bewohner des Schlosses, auch der Rentmeister Buchholz, mußten bei der Ankunft des Freiherrn das Schloß verlassen und in die Nebengebäude ziehen. Der Freiherr hatte es befohlen. Was jene fünf Menschen — mit dem Kinde sind es freilich sechs — in dem weiten Gebäude, das fünfhundert Menschen fassen könnte, thun und treiben, und jammern und grollen, und lieben und zürnen, das mag der liebe Gott im Himmel wissen, der den Menschen auf Erden Liebe und Leiden, Haß und Jammer schickt.

Gestern Morgen wurde bekannt, daß die Freifrau am Abend vorher gestorben sei, daß sie krank gewesen sei, habe ich nicht gehört.

Die Leute, die von ihrem Tode sprachen, munkeln von Gift. Die Leute reden viel. Als die Mutter des Freiherrn starb, sprachen sie im Gegentheil von einer Strafe Gottes.

Und jetzt noch zwei Bemerkungen.

Die erste ist, daß seit der Ankunft des Freiherrn bis zum Tode der Freifrau sich in dem Leben des Schlosses nicht die geringste Veränderung zugetragen hat; man weiß

namentlich von keinem einzigen Besuche irgend eines Menschen im Schlosse.

Dagegen zweitens hat sich seit einigen Wochen ein fremder alter Herr in der Gegend des Schlosses heimlich umhergetrieben, in welchem ältere Leute den Freiherrn Oswald wiedererkannt haben wollen.

„Und jetzt, Freund Criminalrichter," schloß der Pfarrer seine Mittheilungen, „weißt Du Alles."

„Und eigentlich nichts," sagte der Assessor.

„Es ist nicht meine Schuld."

„Aber ein paar Fragen habe ich noch."

„Sprich sie aus."

„Du hast den Freiherrn hier in Deiner Kirche gesehen. Welchen Eindruck machte er auf Dich?"

„Das läßt sich schwer sagen. Er war unbemerkt eingetreten, er hatte nicht bemerkt sein wollen; so hatte er sich auch hinter einen Pfeiler gestellt. Mit den ersten Leuten war er wieder fort. Er sah blaß und leidend aus, finster und in sich gekehrt. Die Predigt hörte er sehr aufmerksam an, als wenn es ihm ein Bedürfniß sei, das Wort Gottes zu hören. Und dabei fiel mir etwas ein."

„Was war es?" fragte der Assessor.

„Die freiherrliche Familie ist streng katholisch. Sollte er es nicht sein? Und wenn er es nicht war, gehörte er dann überhaupt zu der freiherrlichen Familie?"

„Wie?" sagte der Assessor, „auch Du zweifelst daran?"

„Mir fiel eigentlich nur ein Gerede der Leute wieder ein. Wenige Tage nach seiner Ankunft wurde erzählt, die alte Amme sei erschrocken, als sie ihn wiedergesehen; sie habe etwas an ihm gefunden oder nicht gefunden, was nicht zu dem Kinde passe, das sie an ihrer Brust genährt und Jahre lang gewartet habe. Freilich, nachher hat man nichts wieder darüber gehört — bis zu Eurem anonymen Schreiben."

Der Assessor sprach seine zweite Frage aus:

„Glaubst Du an einen Mord auf dem Schlosse?"

„Hm," antwortete der Pfarrer, „außergewöhnliche Zustände pflegen ein außergewöhnliches Ende zu nehmen."

„Du glaubst also an einen Mord?"

„Eher ja, als nein. Ich kann nicht dafür."

„Und wen möchtest Du für den Mörder halten?"

„Hm, Freund, da hast Du als Criminalrichter die Wahl. Die Frau kann sich selbst das Leben genommen haben. Der Freiherr Oswald kann dem Neffen die Frau genommen haben — denn, es fällt mir da noch ein, daß vor mehreren Jahren, als der Vater des Freiherrn Carl noch lebte, die Rede von einer Verbindung des letzteren mit der Tochter des Freiherrn Oswald gewesen war, um die beiden Familien wieder zu vereinigen. Aber, wie gesagt, Du hast die Wahl."

„Und mit der Wahl die Qual nach dem Sprichworte," sagte der Assessor. „Und mit Wahl und Qual werde ich Dich verlassen. Der Tag neigt sich und ich möchte noch vor Abend auf Schloß Falkenburg sein."

„Du mußt also jetzt hin?"

„Nach Deinen Nachrichten, ja."

„Und was, oder eigentlich wie wirst Du dort beginnen?"

„Gott weiß es."

Die beiden Freunde trennten sich.

Der Assessor fuhr mit seinen Beamten weiter, nach Schloß Falkenburg hin.

Sie fuhren von jenem Kirchdorfe an fast ununterbrochen in einem großen, wohlerhaltenen Walde. Nach einiger Zeit war die Gegend zugleich hügelig geworden. Als sie die Höhe eines der Hügel erreicht hatten, blickten sie in ein reizendes Thal zu ihren Füßen; es war rings vom Walde umgeben. In seiner Mitte erhob sich eine kleinere Anhöhe, und auf dieser war ein großes Schloß, weiß und roth in dem Renaissancestyl der Zeit Ludwigs des Vierzehnten aufgeführt. Weitläufige Nebengebäude lagen umher. Das Ganze wurde von einem Park einge-

schlossen, der das Thal füllte und in der Waldung umher sich verlor.

Das Alles war großartig anzusehen und war reich, prachtvoll, wohlerhalten.

Der Assessor sah mit einem eigenthümlichen Gefühle auf den Sitz des Reichthums und der Pracht eines alten adeligen Geschlechts hinunter, wo er einem schweren Verbrechen nachspüren, den Verbrecher der Strafe überliefern sollte.

Der Wagen fuhr weiter. Ein Fahrweg, eben und glatt wie eine Chaussee, führte mitten durch den Park. Der Weg endete an einem hohen, weiten Einfahrtsthor. Das Thor führte in einen geräumigen Schloßhof.

Links am Hofe lag das freiherrliche Schloß, rechts und hinten am Ende waren die Nebengebäude.

Das Einfahrtsthor stand offen.

Der Wagen fuhr auf den Schloßhof, nach dem großen Portale des Schlosses hin. Das Portal war in der Mitte der langen Front des Gebäudes.

Es war noch heller Tag, aber die Sonne stand schon tief; in einer Viertelstunde mußte sie nicht mehr sichtbar sein.

Auf dem weiten Schloßhofe herrschte die tiefste Stille. Man sah keinen Menschen. Auch im Schlosse und in den Nebengebäuden ließ sich Niemand sehen. War Alles hier ausgestorben? Oder wollte man von den Angekommenen keine Kenntniß nehmen? Oder was war es sonst?

Der Wagen hielt an dem großen Portale des Schlosses.

Es zeigte sich kein Mensch, auch der Portier war nicht da.

Der Assessor stieg aus dem Wagen. Sein Actuar und Executor thaten desgleichen.

Niemand erschien; kein Laut wurde ringsum hörbar.

„Gehen wir in das Schloß," sagte der Assessor zu seinen Beamten. Sie folgten ihm dahin.

Das Herz mochte ihm doch klopfen; den beiden anderen auch wohl.

Die todte Frau redet.

Die Beamten des Criminalgerichts waren durch das große Portal in das Schloß eingetreten.

Sie befanden sich in einer weiten hohen Vorhalle, deren Decke gewölbt und mit Frescobildern geziert war; hohe Pfeiler trugen sie. Durch breite, hohe Bogenfenster warfen die Strahlen der sinkenden Abendsonne auf Alles einen zaubervollen goldenen Schein.

Die tiefste Stille herrschte auch in dem Innern des Schlosses. Man nahm keine Bewegung, keinen Laut wahr.

Man war ja in dem Hause des Todes. Aber war denn nur noch der Tod hier?

Rechts und links von der Halle führten lange Gänge in das Schloß hinein. In ihnen war schon das Halbdunkel des anbrechenden Abends.

Eine doppelte, breite Marmortreppe führte in die oberen Theile des Hauses.

Die Beamten mußten die Bewohner des Hauses finden. Es waren deren nur wenige, wie sie wußten; aber wo waren diese wenigen? Waren sie nicht mehr da? Hatten sie die Leiche ganz allein in dem weiten Gebäude gelassen? War auch die Leiche fort und stand das Haus völlig leer?

„Sehen Sie," sagte der Assessor zu seinen beiden Beamten, „hier unten rechts und links in den Gängen nach, ob Sie Niemanden treffen, ich werde nach oben gehen."

Der Actuar und der Executor gingen unten rechts und links in die langen Gänge, der Assessor stieg die breite Marmortreppe hinauf. Er kam in einen weiten Corridor; die letzten Strahlen der Abendsonne fielen voll hinein und erhellten ihn.

An der Mündung der Treppe war der Assessor stehen geblieben. „Wohin weiter?" fragte er sich in der Todtenstille,

die um ihn her herrschte. Zu beiden Seiten des Corridors waren Thüren. Er machte einige Schritte in den Corridor hinein. Wohne hier oben Jemand, meinte er, so müsse er gehört werden, und eine Thür werde sich öffnen. Seine Schritte hallten in dem weiten Gange wieder; eine Thür öffnete sich nicht.

Er ging weiter und sah nach den Thüren; sie waren verschlossen. Tiefe Stille herrschte überall. Sollte er rufen? Er war in dem Hause des Todes. Sollte er die Todtenruhe stören? Er ging weiter. Endlich, dachte er, müsse sich ja doch wohl eine Thür öffnen.

Es öffnete sich aber keine. Dagegen kam er an eine Thür, die schon weit offen stand. Er trat näher an sie und horchte, er hörte nichts. Er trat auf die Schwelle und blickte in das Innere eines elegant eingerichteten Gemachs. Aber es war Niemand darin, und keine Spur zeigte, daß es bewohnt gewesen war.

Er trat hinein. Eine Seitenthür stand ebenfalls offen und durch sie blickte er in eine lange Reihe aneinander liegender, geöffneter Gemächer. In allen war schon das Halbdunkel des Abends, aber aus dem letzten schoß ihm eine blendende Helle entgegen.

Was war dort?

Leben und Bewegung war in keinem der Gemächer, auch nicht in dem hellerleuchteten.

Der Assessor ging weiter; hatte er doch das Recht dazu, ja die Verpflichtung.

Er kam dem letzten Zimmer näher, aus dem Licht hervordrang. Die Thür des Zimmers stand weit offen, wie die andern, durch die er gegangen war. Er trat in die Thür und befand sich plötzlich in dem Gemache des Todes.

Es war ein weites, hohes Gemach. Die Wände darin waren mit schwarzen Decken verhüllt, die Fenster dicht und schwarz verhangen. Hunderte von Wachslichtern verbreiteten die Helle des Tages. In der Mitte stand ein offener, schwarzer Sarg, umgeben von hohen Wachskerzen.

In dem Sarge lag die Leiche einer schönen jungen Frau. Sie lag da in einem Gewande von weißer Seide, auf Kissen von weißer Seide. Kein anderer Schmuck umgab sie — keine Blume. Sie war erhaben, sie war wunderbar schön in dieser Einfachheit des Sarges.

Zu den Füßen der Leiche kniete ein alter Geistlicher im weißen Kirchentalar, mit schneeweißen Haaren, still betend.

Am Haupte der Todten lag an der Erde auf seinen Knieen ein junger Mann in tiefer Trauer. Sein Gesicht war bleich wie das Antlitz der Todten. Aber die Todte lag da mit dem stillen Antlitze des Todes, der ja allen Leiden und Leidenschaften ein Ende macht, der auch alle ihre Leiden abgeschlossen hatte. In dem Gesichte des Lebenden wühlten Gram und Schmerz, Bitterkeit, Vorwürfe, Leidenschaft. Und worüber die Bitterkeit? Gegen wen die Vorwürfe?

Er hatte mit der einen Hand die Hand der Todten gefaßt, mit der anderen hielt er ein Kind, einen blühenden Knaben von anderthalb Jahren. Das Kind sah lächelnd in die hellen Lichter, auf den schwarzen Sarg, auf das weiße Antlitz und das weiße Kleid der Leiche.

Der Assessor war leise in die Thür getreten. Niemand hatte seinen Schritt vernommen, Niemand ahnte seine Anwesenheit. Der alte Geistliche verharrte in seinem stillen Gebete. Der junge Mann blickte mit seinem Gesichte voll Schmerz und Zorn stumm in das Antlitz der Todten. Der Knabe lächelte so freundlich.

Der Criminalbeamte stand ohne Entschluß.

Sollte er diese Todtenwache stören, die eine heilige war trotz alledem? Sollte er, geräuschlos und unbemerkt, wie er gekommen war, sich wieder entfernen?

Er mußte bleiben.

Der junge Mann am Haupte des Sarges erhob sich. Er bewegte seine Lippen und sprach leise zu der Todten; aber in der Stille des Leichengemachs war jedes Wort seines Schmerzes, seines Vorwurfs zu verstehen.

„Arme Unglückliche! O, Du warst doch edel! Und ich konnte Dir nicht verzeihen! Ich mußte Dein Mörder werden! Und ich will Verzeihung jetzt von Dir? Ja, ja, Knabe —"

Er ließ die Hand der Todten los, die er noch gefaßt hatte, hob mit beiden Händen das blühende Kind an seiner Seite empor und hielt es über der Todten.

„Knabe, bitte, bete Du für mich, zu ihr, der verziehen ist, zu ihm, der ihr verziehen hat! Und Du, Emma, Emma, erhöre ihn, höre die Stimme Deines Kindes, daß Du mich aufnimmst, wenn ich zu Dir komme. Ich komme bald, bald! Was ist mir das Leben hier? Dann bist Du wieder mein, ganz mein!"

Er kniete noch einmal an der Leiche nieder, nahm die beiden Hände derselben und drückte einen Kuß auf die Lippen der Todten.

„Und jetzt bist Du wieder mein!" sagte er dann mit leiserer Stimme und mit festem Glauben.

Noch einen Blick auf die Leiche werfend, nahm er das Kind wieder auf und wollte mit ihm das Zimmer verlassen, da stand er vor dem Beamten des Criminalgerichts.

Der blasse junge Mann mit dem Kinde auf dem Arm blickte stolz und finster auf den Fremden, den er so unerwartet in seinem Hause, in dem Gemache des Todes sah.

„Mein Herr, wer sind Sie?" fragte er streng.

„Criminalrichter!" antwortete der Assessor ruhig. „Und in Ihnen, mein Herr," fuhr er fort, „habe ich die Ehre, den Besitzer des Hauses, den Freiherrn von Falkenburg zu sehen?"

Der Freiherr zuckte heftig auf.

„Verlassen wir diese Stätte," erwiderte er dem Assessor. „Folgen Sie mir."

Er trat aus dem Leichengemach und verschloß dessen Thür.

„Ich bin der Freiherr von Falkenburg," sagte er dann. „Was ist Ihr Begehr hier, mein Herr?"

Auch er sprach ruhig, doch blieb er finster und stolz.

Der Aſſeſſor hatte klar und vollkommen erkannt, wie jetzt ſeine Stellung, welches ſeine Aufgabe ſei. Er erkannte es auf einmal, da er ſich dem Freiherrn als Criminalrichter nannte. Er konnte nun nicht mehr zurück; er mußte vielmehr mit der ganzen, vollen Energie weiter gehen, die ſein Amt von ihm forderte.

„Herr Baron," antwortete der Aſſeſſor dem Freiherrn auf deſſen Frage, „dem Criminalgerichte iſt die Anzeige zugekommen, daß Ihre Frau Gemahlin geſtorben ſei, und daß hier ein Giftmord vorliege. Ich bin beauftragt, die Richtigkeit dieſer Anzeige zu unterſuchen."

Der Freiherr zeigte nicht die geringſte Ueberraſchung. Er blieb ruhig und finſter, wie er war.

„Darf ich fragen," ſagte er, „von wem die Anzeige herrührt?"

„Sie iſt anonym. Ich habe keinen Grund, es Ihnen zu verſchweigen."

„Und auf Grund einer anonymen Anzeige dürfen Sie hier inquiriren?"

„Unter dem Hinzutreten weiterer unterſtützender Gründe, ja."

„Und dieſe weiteren Gründe wären?"

„Ich bin nicht berechtigt, ſie Ihnen jetzt ſchon mitzutheilen."

Der Freiherr ſann ein paar Sekunden lang nach.

„Wohlan," ſagte er dann, „Sie werden mit meiner Vernehmung beginnen wollen?"

„Ich wünſchte es."

„So haben Sie die Güte, mir in meine Zimmer zu folgen."

„Ich bitte, hier mein Verhör abhalten zu dürfen," ſagte der Aſſeſſor.

„Hier? In der Nähe der Todten?"

„Gerade in der Nähe der Todten. Ich werde zudem die Leiche beſichtigen müſſen."

Den Freiherrn ergriff es, wie ein Schauder. Er kam aus ſeiner Ruhe.

„Wie, mein Herr? Zu welchem Zweck?“ rief er.

„Um zu ermitteln, ob sich Spuren der Vergiftung an dem Körper finden.“

„An dem Körper? Mein Herr — Sie wollen die todte Frau —?“

Er sprach den Gedanken, der ihn erfüllte, nicht aus; er mußte ihm ein zu entsetzlicher sein.

„Es ist meine Pflicht,“ sagte der Assessor.

„Das ist eine empörende Pflicht, mein Herr!“

„Eine schwere, wenigstens, Herr Baron. Aber der Criminalrichter hat so viele schwere und traurige Pflichten, denen er sich nicht entziehen kann, die er erfüllen muß, damit in der Welt das herrsche, was herrschen muß, Recht und Gerechtigkeit.“

Der Freiherr erwiderte nichts weiter. Er war wieder vollkommen ruhig geworden.

„Ich unterwerfe mich,“ sagte er. „Richten Sie sich hier ein. Ich entferne mich auf wenige Minuten, um mein Kind seiner Wärterin zu übergeben. Sie erlauben es?“

„Ich bitte.“

Der Freiherr entfernte sich mit dem Kinde.

Der Assessor wollte gleichfalls das Zimmer verlassen, um seinen Actuar herbeizurufen, der ihm bei den Verhören das Protokoll führen mußte. Ein Diener erschien mit Lichtern, die er in dem Zimmer aufstellte. Es war fast völlig dunkel geworden.

Der Diener war ein alter Mann mit weißen Haaren. Er hatte etwas Würdiges in seinem Aeußern; er schien mehr, als ein gewöhnlicher Diener zu sein. Der Assessor glaubte zu sehen, daß er zitterte; es fiel ihm auf. Er mußte an den alten Diener denken, den nach der Erzählung des Pfarrers der Freiherr vor einem Vierteljahre aus der Fremde mitgebracht hatte, und der mehr der Vertraute, als der Diener in der Familie sein solle.

„Sie heißen Theodor?“ fragte er ihn.

Der alte Mann zitterte auf einmal heftig. Er warf einen forschenden Blick des Mißtrauens, der Angst auf

den Aſſeſſor; aber dann ſchlug er die Augen wieder zu Boden.

„Ja,“ konnte er nur mit halblauter Stimme ſagen.

Der Aſſeſſor fragte ihn nicht weiter. Er hatte einmal dem Freiherrn verſprochen, mit deſſen Vernehmung anzufangen.

„Aber,“ mußte er zu ſich ſagen, „der Mann erſchrak darüber, daß ich von ihm wußte; er muß eine Vergangenheit hinter ſich haben, die er verbergen will. Und er iſt der Vertraute der Herrſchaft! Des Freiherrn? Oder war er es der Verſtorbenen?“

„Sahen Sie zwei Fremde im Schloſſe?“ ſagte er zu dem alten Diener.

„Unten in der Halle.“

„Seien Sie ſo gütig, ſie hierher zu ſchicken.“

Der alte Diener ging.

Der Aſſeſſor ſah ſich in dem Zimmer um. Es war das einfache und doch geſchmackvoll elegante Wohnzimmer einer Dame. Die Freifrau ſelbſt mußte hier gewohnt haben.

In dem größeren Salon nebenan lag ihre Leiche.

Der Actuar des Aſſeſſors erſchien in dem Zimmer; der Gerichtsdiener blieb vor der Thür im Corridor.

„Sie haben nichts bemerkt?“ fragte der Aſſeſſor den Actuar.

„Gar nichts; das ganze Schloß iſt wie ausgeſtorben. Wir begegneten unten und oben nur einem Menſchen, dem alten Diener, der mich hierher geführt hat.“

Der Freiherr trat wieder in das Zimmer. Er war unverändert, ruhig, kalt.

„Ich ſtehe zu Ihrer Verfügung,“ ſagte er zu dem Aſſeſſor.

Der Aſſeſſor begann das Verhör mit ihm. Es konnte ſich nur über die letzten Lebensumſtände und den Tod der Freifrau verbreiten.

„Wann iſt Ihre Frau Gemahlin geſtorben?“

„Am vorgeſtrigen Abende,“ lautete die Antwort.

„War sie vorher krank gewesen?“

„Krank? Nur kurze Zeit.“

„Seit wann?“

„Sie war lange leidend; sie zehrte ab. Erst am Tage ihres Todes fühlte sie sich besonders unwohl.“

„Wurde sie von einem Arzte behandelt?“

„Nein.“

„Auch nicht an jenem letzten Tage?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Es war nicht ihr Wunsch.“

„Und war es auch nicht der Ihrige?“

„Der meinige? —“

Er hatte bisher auf alle Fragen, wenn auch kalt und einsilbig genug, doch ohne Zögern geantwortet. Bei der letzten Frage schien er sich auf die Antwort besinnen zu müssen.

„Ich meinte das,“ wiederholte auch der Assessor.

„Ich hatte keine Ahnung davon, daß es so schlimm mit ihr stehe,“ antwortete der Freiherr.

„Es konnte Ihnen entgehen?“

„Es war mir entgangen.“

„Sahen Sie Ihre Gemahlin nicht regelmäßig?“

Es war eine Frage, die dem Freiherrn zeigte, daß der Inquirent in irgend einer Weise schon von den eigenthümlichen Verhältnissen des Schlosses Falkenburg unterrichtet war. Wie viel mochte er davon wissen? Der alte Diener Theodor war vorhin bei ähnlicher Gelegenheit heftig erschrocken. Der Freiherr stutzte wenigstens; er schien sich von Neuem zu besinnen.

„Wir sahen uns sogar nur selten,“ sagte er dann bestimmt, wie in Folge eines überlegten, festen Entschlusses.

„Darf ich nach dem Grunde fragen?“ fuhr der Assessor fort.

„Gehört die Frage zur Sache?“ erwiderte der Freiherr.

Der Assessor bestand nicht auf einer Antwort.

„Wir ſind hier in den Zimmern Ihrer Frau Gemahlin?“ fragte er weiter.

„Ja,“ war die Antwort.

„Und wo liegen Ihre Zimmer?“

„Eine Etage höher.“

„Wann ſahen Sie Ihre Frau Gemahlin zum letzten Male vor Ihrem Tode?“

„Ich war in ihren letzten Stunden bei ihr. Sie ſtarb in meinen Armen.“

Er ſchien die Worte mit einigem Gefühl zu ſprechen. Hatten ſie die Erinnerung an die letzten Augenblicke der Verſtorbenen in ihm wachgerufen? Hatte die Erinnerung ihn ergriffen? Wofür war dies ein Zeugniß?

„In welcher Stunde ſtarb Ihre Frau Gemahlin?“ fuhr der Aſſeſſor in ſeinem Verhöre fort.

„Vorgeſtern Abend, bald nach ſieben Uhr.“

„Von welcher Stunde an waren Sie bei ihr geweſen?“

„Von fünf Uhr an.“

„Alſo etwas über zwei Stunden?“

„Etwas über zwei Stunden.“

Der Freiherr war wieder kalt und einſilbig wie zuvor. Der Aſſeſſor fragte weiter.

„Was war die Veranlaſſung, daß Sie zu ihr gegangen waren?“

„Sie hatte mich rufen laſſen.“

„Durch wen?“

„Durch ihren Kammerdiener.“

„Sein Name?“

„Theodor.“

„Warum ließ Ihre Frau Gemahlin Sie rufen?“

„Sie fühle ſich ungewöhnlich unwohl; ſie wünſche mich zu ſprechen.“

„Setzte der Diener nichts hinzu?“

„Es mag ſein — ich beſinne mich nicht.“

„Gingen Sie ſogleich hin?“

„Auf der Stelle.“

„Wie fanden Sie ſie?“

„Sie war sehr schwach und sah sehr bleich aus.“

„Was sprach sie zu Ihnen?“

„Mein Herr, was Ehegatten in den letzten Stunden einander zu sagen haben, das wird, auch dem Criminalrichter gegenüber ein Geheimniß bleiben dürfen.“

Er sagte es kalt wie vorher, aber stolzer.

„Sprach sie von ihrem nahen Tode?“ fragte der Assessor.

„Sie sagte mir, sie fühle, daß sie sterben müsse.“

„Und Sie ließen dennoch keinen Arzt herbeirufen?“

„Nein.“

„Trotzdem, daß auch Sie selbst sie sehr schwach und leidend gefunden hatten?“

„Sie verbot es; kein Arzt werde ihr helfen, ehe ein solcher da sein könne werde sie todt sein. — So war es. Der nächste Arzt wohnt zwei Meilen von hier entfernt, er konnte kaum in drei Stunden herbeigeholt werden. Zwei Stunden nach jenen Worten war sie todt.“

Der Freiherr sprach das so ruhig und kalt. Den Assessor wollte ein Grausen überlaufen.

„Konnten Sie die Stunde des Todes vorher wissen?“ fragte er.

Der Freiherr antwortete nicht. Der Assessor bestand auch diesmal auf keiner Antwort.

„Von welchen Symptomen war ihr Kranksein begleitet?“ fragte er.

„Sie hatte die Auszehrung.“

„Und ihr Tod?“

„War entsprechend. Sie starb leicht, wie sie allmählich immer mehr und mehr dahin geschwunden war. Ein schwacher, leiser Athemzug schied sie vom Leben.“

„War außer Ihnen noch Jemand bei ihrem Tode zugegen?“

„Der Schloßkaplan. Sie hatte ihm gebeichtet, und er hatte ihr die letzte Oelung gegeben. Erst dann hatte sie mich rufen lassen. Der Kaplan war noch da, als ich kam. Sie wünschte dann, allein mit mir zu sprechen. Er mußte

in das Nebenzimmer treten. Als sie ihren letzten Augenblick herannahen fühlte, mußte er wieder eintreten, um an ihrem Bett zu beten. Unter seinen Gebeten entschlummerte sie."

Der Freiherr machte eine Pause, dann setzte er von selbst hinzu:

„Außer ihm war ihr Kammerdiener Theodor da. Er war bei dem Geistlichen im Nebenzimmer gewesen und trat mit ihm ein. Der Diener verehrte sie; sie war ihm zugethan. So durfte er bei ihrem Tode zugegen sein."

Der Assessor hatte noch einige Fragen.

„Wann hatten Sie die Verstorbene zuletzt vor ihrem Todestage gesehen?"

„Am zweiten Tage vorher."

„In welcher Veranlassung?"

„Wir hatten zu sprechen. Die weitere Antwort werden Sie mir erlassen."

„Wie hatten Sie damals ihren Gesundheitszustand gefunden?"

„Sie war leidend; wie sie es immer war."

„Welche Menschen bildeten die Umgebung der Verstorbenen?"

„Ihr Kammerdiener und meine alte Amme, die ihre Kammerfrau war. Oft war der alte Schloßkaplan bei ihr."

„Wer kam noch in ihre Zimmer?"

„Sonst Niemand. Sie wollte keinen Menschen sehen."

„War in der letzten Zeit kein außergewöhnlicher Besuch bei ihr?"

„Nein."

Der Assessor kam zum Schluß seiner Vernehmung.

„Es ist behauptet worden, Ihre Frau Gemahlin ist vergiftet!"

„Sie hatten bereits die Güte, es mir mitzutheilen."

„Sie haben keinen Grund, an einen Tod durch Gift zu glauben?"

„Nein.“

„Haben Sie eine Erklärung, wie jenes Gerücht entstanden sei?“

„Nein.“

Der Assessor verbeugte sich, zum Zeichen, daß er mit seinen Fragen zu Ende sei. Der Freiherr verließ schweigend das Zimmer.

„Ist der Mann ein Verbrecher?“ mußte sich der Assessor fragen. „Ist hier überhaupt ein Mord verübt, oder nur ein ungewöhnlicher Todesfall eingetreten?“

Er hatte keine Antwort weder auf die eine Frage noch auf die anderen. Auch ein älterer, geübterer und erfahrnerer Inquirent hätte schwerlich tiefer in das Innere jenes kalten, einsilbigen, verschlossenen Mannes eindringen, klarer darin zu sehen vermocht.

Aber durfte er jetzt noch mit seinen Nachforschungen fortfahren? Nachdem er den Gatten der Verstorbenen, den Herrn des Hauses vernommen hatte, und durch dessen Aussage jedes Vorhandensein eines Verbrechens entschieden zurückgewiesen war, sprach da nicht jedes weitere Nachforschen nach einem Verbrechen einen Verdacht gegen den Freiherrn aus? War es nicht geradezu ein Inquiriren gegen diesen? Und was berechtigte ihn dazu? Welchen Verdacht hatte der Freiherr gegen sich erregt?

Der Assessor ging, mit sich berathend, in dem Zimmer umher. Er mußte schnell einen Entschluß fassen. Er ging an der Thür auf und nieder, hinter welcher die Verstorbene lag.

„Wenn die Todten reden könnten!“

Wie mancher Inquirent hat es vergebens geseufzt!

Aber reden sie nicht doch manchmal?

Der Assessor öffnete wie unwillkürlich die Thür. Die blendende Tageshelle der Hunderte von Wachslichtern drang ihm entgegen.

Er blieb an der Schwelle der Thür stehen und sah sinnend in das helle Gemach hinein. In dem Glanze der Lichter schlief die Todte den ewigen Schlaf.

Der Geiſtliche kniete in ſeinem ſtillen Gebete zu ihren Füßen. Keine Bewegung, kein Laut war in dem Gemache.

Durfte der Aſſeſſor, der Fremde, der Criminalrichter, hineintreten? Durfte er die Ruhe der Todten ſtören?"

Er trat leiſe hinein; ſein Schritt war unhörbar. Er war an einer heiligen Stelle, in einer heiligen Stille. Die eine wollte er nicht entweihen, die andere nicht ſtören. Was er wollte, wußte er ſelbſt nicht. Ein unbeſtimmter Drang hatte ihn hineingeführt.

Er ſtand an dem Sarge und ſah auf die Leiche.

Es gibt keine heiligere Ruhe, keine edlere Schönheit, als die des Todes.

Die todte Frau, vor der der Criminalrichter ſtand, lag ſo wunderſchön da, in dem ſchwarzen Sarge, in dem weißen Kleide, ohne jeglichen anderen Schmuck, als den der erhabenſten Schönheit, die über das feine, blaſſe, entſeelte Geſicht ausgegoſſen war. Der Aſſeſſor ſtand lange ſchweigend, wie in ſtiller, und doch beklommener Bewunderung da.

Aber ſprach da nicht auf einmal die Todte?

Der Aſſeſſor blickte ſchärfer in die edlen Züge des blaſſen Geſichts. Er wurde unruhig. Er ſah etwas, was ihm entgangen war. Die Todte lag in der Schönheit und Stille des Todes, aber ſie lag nicht in der Ruhe und in dem Frieden des Todes da.

Ihre Lippen waren vom Krampf zuſammengepreßt; über die Stirn und um die Augen zog ſich ein heftiger Schmerz. Sie war dennoch auch ſo ſchön geblieben.

In dem Krampfe und dem Schmerze war ſie geſtorben.

Und der Freiherr hatte geſagt, ſie ſei leicht und leiſe entſchlummert?

„Iſt hier nicht doch ein Verbrechen verübt?" mußte ſich der Aſſeſſor fragen.

Er erhielt eine Antwort auf ſeine Frage, die er ſich nur in ſeinem tiefſten Innern vorgelegt hatte.

„Ja," ſprach eine Stimme neben ihm, „hier iſt ein Verbrechen verübt — ein Mord!"

Der Assessor wandte sich zur Seite.

Der Schloßkaplan hatte sich erhoben. Der alte Mann stand gebeugt da, tiefen Schmerz im Gesichte, das schmerzvolle Gesicht zu der Todten gewandt. Hatte der Schmerz um die Todte ihm jene Worte entpreßt? Oder hatte sein Gewissen aus ihm gesprochen, sein wahres, menschliches, christliches Gewissen, das nicht reden sollte gegenüber dem geistlichen Gewissen des Beichtvaters?

Der Assessor wollte eine Frage an ihn richten, doch der alte Geistliche kam ihm zuvor. Er hatte sich höher aufgerichtet. Er war nicht mehr der gebeugte Mann des Schmerzes. Der unantastbare Diener Gottes stand da.

„Sie wollen mich befragen?" sagte er ruhig und würdevoll zu dem Assessor. Sie wollen mich verhören, wie die Anderen! Sie würden es vergeblich versuchen. Ich bin hier Beichtvater und als solcher nur Gott verantwortlich. So schützen mich auch Ihre Gesetze. Sie vernehmen von mir kein Wort weiter."

Er kehrte zurück zu dem Fuß des Sarges und kniete wieder nieder. Wieder verharrte er in seinen Gebeten.

„Er hat Recht!" mußte sich der Assessor sagen. „Er hat auch das Gesetz für sich. Jeder Versuch wäre vergeblich."

Aber er hatte dennoch ein Zeugniß gewonnen, freilich auch nur für sein menschliches Gewissen, nicht für sein juristisches; aber wie oft tritt in dem Menschen das eine Gewissen für das andere ein!

Er verließ das Leichengemach und verschloß die Thür des Zimmers.

„Führen Sie die alte Amme hierher," befahl er dem Gerichtsdiener, der draußen im Corridor seiner Befehle harrte.

Er mochte seine richtigen Gründe haben, jetzt zuerst die Amme zu vernehmen. Sie mußte am meisten wissen; Frauen sind am leichtesten zum Reden zu bewegen.

Die alte Frau erschien; sie war sehr befangen.

Wenn das Criminalgericht plötzlich in dem Hause des

Todes erscheint, so ergreift alle Bewohner des Hauses ein unheimliches, schreckhaftes Gefühl.

„Sie waren die Kammerfrau der verstorbenen Freifrau?“ fragte der Assessor sie.

„Ich bediente sie.“

„Waren Sie auch in den letzten Tagen ihres Lebens um sie?“

„Ich war fast immer bei ihr. Ich hatte zugleich die Pflege ihres Kindes, und sie ließ das Kind nicht von sich.“

„War sie lange Zeit krank?“

„Sie kam schon vor drei Monaten leidend hier an. So blieb sie; oder eigentlich, es wurde immer schlimmer mit ihr.“

„Woran litt sie?“

„Sie hatte die Auszehrung. Ein trockener Husten verließ sie nicht. Sie wurde täglich magerer; ihre Kräfte schwanden sichtlich.“

„Traten in den letzten Tagen keine besondern Umstände in ihrer Krankheit ein?“

„Sie wurde nur hinfälliger.“

„Waren Sie bei ihrem Tode zugegen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Sie starb des Abends. Sie hatte am Morgen schon gesagt, sie werde den Tag nicht überleben. Sie war sehr schwach. Ich mußte den ganzen Tag mit dem Kinde hier in diesem Zimmer um sie sein. Hier starb sie auch. Als der Abend kam, wurde sie unruhiger, und ich mußte den Kaplan zu ihr rufen. Sie beichtete und erhielt die letzte Oelung. Ich hatte unterdeß mit dem Kinde das Zimmer verlassen müssen. Als sie fertig war, mußte ich mit demselben wieder zu ihr kommen. Sie nahm Abschied von ihm und mir und weinte bitterlich.“

Auch die alte Amme mußte bitterlich weinen. Sie machte eine Pause.

Der Assessor wurde aufmerksamer. Sie war in ihrer Befangenheit zugleich ängstlich auf ihrer Hut gewesen und

hatte langsam gesprochen, als wenn sie jedes Wort vorher genau überlege. Sie weiß etwas, sie fürchtet, sich zu verrathen, hatte der Assessor daraus geschlossen. Sie wird offener werden, dachte und hoffte er, als er ihre Thränen sah.

Sie fuhr fort:

„Dann mußte ich den Kammerdiener, den Herrn Theodor, zu ihr rufen. Sie trug ihm auf, den Herrn zu ihr zu bitten, ihre letzte Stunde sei gekommen; sie wünsche ihn noch einmal zu sprechen. Der Herr kam, und ich mußte wieder mit dem Kinde das Zimmer verlassen. Ich ging in das Nebenzimmer dort; darin war auch der Kaplan. Der Herr blieb an zwei Stunden bei der Sterbenden. Es war schon spät, als er zu uns in das Nebenzimmer kam, um uns in das Sterbezimmer zu rufen. Sie wollte noch einmal das Kind sehen. Der Kaplan mußte mitkommen. Sie athmete nur noch schwach und konnte sich nicht mehr bewegen und nicht mehr sprechen. Ich mußte das Kind an ihr Herz legen, sein Stirnchen an ihre Lippen bringen. Ich errieth ihr Verlangen aus ihren Augen, die noch nicht starr waren. Sie wollte die Stirn des Kindes noch küssen und hatte gerade noch genug Kraft dazu. Dann bat sie leise, kaum hörbar, daß der Kaplan das Kind noch an ihrem Herzen segnen solle. Er that es, hierauf mußte ich mit dem Kinde mich entfernen, und der Herr und der Kaplan blieben bei ihr. Eine Viertelstunde nachher war sie todt.

Die Amme endete ihre Mittheilung. Sie war nicht offener geworden. Der Assessor hatte sich in seiner Hoffnung getäuscht. Vielleicht erreichte er durch Fragen noch etwas, indem er sie vermuthen ließ, daß er von Umständen, die sie tief verborgen glauben mußte, schon unterrichtet sei. Er verfolgte zugleich einen weiteren Zweck dadurch. Er mußte freilich äußerst vorsichtig sein.

„Sie sind schon lange hier im Schlosse?“ fragte er sie.

„Seit vielen Jahren.“

„Sie waren die Amme des Freiherrn?“

„Ich war seine Amme.“

„Der Freiherr ist seit einem Vierteljahre wieder hier?“

„Es ist etwas über ein Vierteljahr.“

„Wie lange hatten Sie ihn vorher nicht gesehen?“

„Seit fünfundzwanzig Jahren nicht,“ antwortete sie zögernd. Der Assessor that, als bemerke er es nicht.

„Also seit seiner frühesten Kindheit nicht,“ sagte er.

„Er war damals sieben Jahre alt.“

„Kannten Sie ihn gleich wieder?“

„Er erkannte mich sogleich.“

„Sie also ihn nicht?“

Die Frage war an sich unverfänglich; sie war verfänglich, wenn sie etwas Verdächtiges berührte. Die Amme wurde verlegen und hatte nicht sogleich eine Antwort.

„Sie erkannten ihn also nicht wieder?“ fragte der Assessor.

Sie hätte wiederum nur einfach nein antworten dürfen. Wen man zuletzt als ein Kind von kaum sieben Jahren gesehen hat, den erkennt man nach fünfundzwanzig Jahren nicht sofort wieder. Sie zögerte abermals mit der Antwort und schlug die Augen zu Boden.

„Es war doch wohl zu lange her,“ sagte sie dann langsam.

Eine Antwort lag darin für den Assessor, aber sie brachte ihn nicht weiter; sie enthielt nur eine vage Unterstützung eines vagen Verdachts. Das war vor der Hand zu wenig, um den Gegenstand weiter zu verfolgen. Er fragte Anderes.

„Hat die Verstorbene in der letzten Zeit keinen fremden Besuch empfangen?“

„Sie hat hier niemals einen fremden Menschen gesehen.“

„Wer war gewöhnlich um sie?“

„Der Herr Theodor und ich.“

„Sonst Niemand?“

„Auch der Kaplan mußte öfters zu ihr kommen.“

„Und weiter?“

„Weiter sah sie keinen Menschen.“

„Aber ihr Gemahl, der Freiherr?“

Die Amme wurde roth. „Sie sahen sich selten,“ sagte sie wieder zögernd.

„Und warum? Zumal bei dem leidenden Zustande der Frau?“

„Ich weiß es nicht.“

Die alte Frau blieb fortwährend bei jedem ihrer Worte auf ihrer Hut. Der Assessor mußte auf ihre weitere Vernehmung verzichten, wenn er nicht einen Verdacht aussprechen wollte, den er für jetzt noch nicht zeigen durfte.

Für jetzt? Er mußte ihn also vorher näher begründen, bestärken, konkreter gestalten! Wie sollte, wie konnte er das noch? Auf die Amme hatte er gerechnet, gerade auf sie. Der Rentmeister war noch da; aber hatte nicht schon sein Freund, der Pfarrer, ihm gesagt, daß der alte Diener des Hauses der stummste sein werde? Und sonst war Niemand, von dem er noch Auskunft erwarten konnte.

Der Assessor verhehlte sich seine Lage nicht; es überlief ihn etwas heiß. Auch dem Inquirenten, nicht bloß seinem Inquisiten, kann manchmal ein leiser Angstschweiß auf die Stirn treten. Was nun weiter? Der Inquisit erwartet es mit Schrecken, der Inquirent sucht oft mit Sorgen danach.

Ein Zufall hilft dann wohl, der freilich, wie am Ende jeder Zufall, nur ein natürliches Glied in der Kette der gegebenen Thatsachen ist.

Die Thür des Zimmers, in welchem der Assessor seine Verhöre vornahm, öffnete sich. Der Gerichtsdiener, der draußen im Gange auf seine Befehle wartete, trat ein.

„Herr Assessor, ein Herr wünscht dringend, Sie zu sprechen.“

„Wer ist der Herr?“

„Er wird sich Ihnen nennen.“

„Führen Sie ihn herein.“

„Er läßt Sie bitten, zu ihm heraus zu kommen.“

Der Assessor besann sich kurz und folgte dem Gerichts-

diener in den Corridor. Ein ältlicher Herr von vornehmer Haltung stand dort. Er trat mit einem raschen, sichern Wesen auf den Assessor zu.

„Sie sind der Herr Assessor?"

„Ja."

„Ich habe dringend mit Ihnen zu sprechen — in der Angelegenheit, die Sie hierher geführt hat."

„Ihr Name, mein Herr?"

„Sie werden ihn nachher erfahren, wenn es auf ihn ankommt, wenn das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, Ihnen erheblich genug erscheint, um wissen zu müssen, wer es Ihnen mitgetheilt hat."

„Ich bitte, mir zu folgen," sagte der Assessor. Er wollte den Fremden in das Zimmer führen, aus dem er kam.

„Nicht doch, wenn ich bitten darf," sagte der Fremde. „In dem Sterbezimmer — meine Anwesenheit könnte verletzen."

„Sie sind bekannt im Schlosse?" fragte der Assessor.

„Ja."

„So bitte ich, mir ein anderes Zimmer anzuzeigen, in dem wir uns sprechen können."

„Haben Sie die Güte, mir zu folgen — aber mit Ihrem Gerichtsschreiber, seine Anwesenheit wird nöthig sein."

Der Assessor kehrte in das Zimmer zurück und war nach einem Augenblicke mit dem Actuar wieder da. Die Amme war zurückgeblieben.

Der Fremde ging schweigend zu der Treppe, die nach unten in das Haus führte. Der Assessor und der Actuar folgten ihm, hinter drein ging der Gerichtsdiener. Sie gingen die Treppe hinunter, durch die große Halle, durch das Portal des Schlosses.

„Wohin wird er uns führen?" fragte sich der Assessor. „Was mag er von uns wollen?"

Er machte draußen am Portale Halt.

„Wohin führen Sie uns, mein Herr?"

„In die Rentstube. Sie können dort besser inquiriren als im Schlosse. Der Rentmeister muß sie Ihnen öffnen. Der Inquirent ist Herr, wohin er kommt.“

Am Ende des Schloßplatzes, seitab vom Schlosse, lag die Rentmeisterei. Dahin führte der Fremde schweigend die Beamten.

Eine schreckliche Nacht.

Sie waren in die Rentmeisterei eingetreten. Ein anderer alter Mann kam ihnen im Hause entgegen.

„Was wünschen die Herren?“

„Ein Zimmer zum Protokolliren,“ sagte der Assessor, indem er sich nannte.

Von Inquiriren sprach er nicht. Dem alten Manne gaben seine Worte dennoch einen Stich ins Herz. Oder war es der Anblick des vornehmen Herrn, der die Beamten hergeführt hatte? Er sah ihn scheu an und schien dann über Etwas nachzusinnen. Er hatte schnell einen Entschluß gefaßt.

„Herr Assessor,“ sagte er zu diesem, „hätten Sie die Güte, vorher, zu allererst mich zu hören?“

Der Assessor sah den alten Mann, er sah den ältlichen Herrn an. Jener sah so treu und ehrlich aus; der andere hatte ein widerwärtiges, falsches Gesicht, er schien in seiner Vornehmheit so anmaßend.

„Ihr Name?“ fragte der Assessor den alten Mann.

„Rentmeister Buchholz.“

„Ich folge Ihnen. — Mein Herr, Sie werden die Güte haben, mich einstweilen zu entschuldigen.“

Der ältliche Herr verbeugte sich unmuthig. „Der Inquirent hat überall zu befehlen,“ sagte er nur.

Der Rentmeister führte ihn in ein Zimmer. Dann ging er mit dem Assessor und Actuar in die Rentstube,

die gegenüber lag. Der Gerichtsdiener blieb auf seinem Posten im Flur zwischen den beiden Zimmern.

„Und nun, Herr Rentmeister?“ fragte der Assessor.

„Herr Assessor, hat sich Ihnen der Herr genannt, der Sie hierher führte?“

„Nein.“

„Es ist der Freiherr Oswald von Falkenburg.“

„Ich hatte es geahnt.“

„Sie haben also schon von ihm gehört?“

„Ja.“

„Ah —! Herr Assessor, die Freifrau ist an Gift gestorben.“

„So war dem Criminalgericht angezeigt.“

„Und ihr Mörder ist dieser Freiherr Oswald.“

„Haben Sie Beweise?“

„Haben Sie die Güte, mir zuzuhören. Der Freiherr Oswald wäre Herr der reichen Herrschaft Falkenburg, ohne einen Prozeß“ —

Der Assessor unterbrach den Rentmeister.

„In welchem von seinem Gegner ein Meineid geschworen wurde oder geschworen sein soll.“

„Ah,“ sagte der Rentmeister noch einmal, „Sie wissen auch das?“

„Und auch,“ unterbrach ihn der Assessor noch einmal, „daß der Name des Freiherrn Oswald schon vor mehr als fünfundzwanzig Jahren mit dem Tode der damaligen Freifrau von Falkenburg auf dem Schlosse Falkenburg in Verbindung gebracht wurde.“

„So war es,“ sagte der Rentmeister, „und ich kann also weitere Einleitungen sparen und sofort zur Sache kommen. Der Freiherr Oswald ließ sich seit mehreren Wochen hier wieder sehen. Dann war er wieder fort, ohne daß man etwas von ihm erfuhr. Vor drei Tagen war er wieder da, auf einmal, offen, so wie er sich heute Abend Ihnen gezeigt hat, freilich, um dann doch wieder geheim und verborgen sich einzuschleichen. Er kam zuerst zu mir. Es war am vorigen Sonnabend. Wir haben

heute Dienstag, und am Sonntag ist die Freifrau gestorben. Ich bitte, genau die Tage zu bemerken. Es war gegen Abend, als er erschien. Er bat mich, ihn bei dem Freiherrn anzumelden. Was er bei ihm wolle, sagte er nicht. Ich ging zu dem Freiherrn. Er nahm nach kurzem Besinnen den Oheim an. Die Beiden waren lange beisammen, bis tief in die Nacht, und — ich bitte jetzt auf die Stunden zu achten, die ich Ihnen nennen werde. Ich war aufgeblieben, um die Rückkehr des Freiherrn Oswald auf dem Schlosse zu erwarten; ich hatte keine Ruhe, bis der unheimliche Mann wieder fort war. Ich hatte ihn selbst zu dem Zimmer des Freiherrn geführt; es war gegen halb neun Uhr, als ich ihn hinführte. Die Zimmer des Freiherrn liegen im rechten Flügel des Schlosses, zwei Treppen hoch; die Fenster gehen nach dem Park hin. Der Abend war schön. Ich setzte mich unter den Fenstern auf eine Bank und saß dort an drei Stunden. Von meinem Sitze aus konnte ich zugleich wahrnehmen, was sich auf dem Schloßhofe ereignete. Die Glocke auf dem Schloßthurm schlug halb zwölf, und ich hatte bis dahin nichts bemerkt. Die Fenster im Wohnzimmer des Freiherrn waren hell geblieben. Auf dem Schloßplatze hielt noch immer ruhig der Wagen, in dem der Freiherr Oswald gekommen war. Ich schloß daraus, der Freiherr und sein Oheim müßten noch immer beisammen sein. Da sah ich, wenige Minuten nachdem die Glocke halb zwölf geschlagen hatte, die Fenster in dem Wohnzimmer des Freiherrn dunkel werden, und unmittelbar darauf die in seinem nebenan liegenden Schlafgemach sich erhellen. Der Freiherr begab sich also zu Bett; der Freiherr Oswald war demnach nicht mehr bei ihm. Aber er war auch nicht auf den Hof zurückgekehrt, sein Wagen hielt noch immer da. Wo konnte er denn sein? Ich mußte es wissen, deshalb ging ich auf den Hof, zum Schloßportal. Es stand offen, der Portier Andreas saß darin auf einem Stuhl. Ich fragte ihn, ob der Freiherr Oswald noch nicht zurück sei.

„Nein," war die Antwort. „Ich warte noch auf ihn."

„Aber der Herr ist schon in seinem Schlafzimmer.“

Auch der Portier verwunderte sich.

Ich kam auf den Gedanken, der Herr sei vielleicht nur auf einen Augenblick in seinem Schlafzimmer gewesen. Ich kehrte zum Schloßflügel zurück, um danach zu sehen. Alle Fenster waren dunkel, der Herr war also schon zu Bett gegangen. Ich ging wieder zum Portal. Während ich über den Hof schritt, hörte ich den Wagen des Freiherrn Oswald abfahren. Er hatte in der Nähe des Einfahrtsthores zum Schloßhofe gehalten. In dem Augenblicke schlug es Mitternacht. Der Portier wartete im Portale auf mich.

„So eben fährt er ab,“ sagte er mir.

„Er kam aus dem Schlosse?“

„Die große Treppe herunter.“

„Allein?“

„Ganz allein.“

„Wo mag er so lange gewesen sein?“

„Ich weiß es nicht.“

Wir wußten es beide nicht. Aber am folgenden Sonntag Abend war die Freifrau todt, und die alte Amme Rose erzählte mir mit Schrecken Folgendes:

Die alte Amme war die Kammerfrau der Freifrau, zugleich die Wärterin des Kindes. Sie allein betrat neben dem alten Kammerdiener Theodor die Zimmer der Herrin, sie schlief auch in der Nähe der Herrin. Die Zimmer liegen so: Zuerst der Salon, in dem sich jetzt die Leiche befindet, daneben das Wohnzimmer der Freifrau, neben diesem ihr Schlafzimmer, neben dem Schlafzimmer das Gemach, in welchem die Amme mit dem Kinde schlief. Die Zimmer sind sämmtlich durch Thüren mit einander verbunden, jedes hat außerdem eine besondere, auf den Corridor führende Thür.

Auch in jener Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag hatte die Amme in der Stube des Kindes bei diesem geschlafen, die Thür zu dem Schlafzimmer der Herrin war nur angelehnt gewesen. Die gnädige Frau war lei-

bend, sie hatte einen Husten, der sie oft des Nachts beunruhigte; um auf ihren ersten Ruf bei der Hand zu sein, hatte die Amme die Thür nicht verschlossen.

Plötzlich in der Nacht erwacht diese. Es ist ihr, als sei sie von einem Schrei erwacht. Sie hatte fest geschlafen. Sie hört gleich darauf ein Geräusch in dem Schlafzimmer der gnädigen Frau. Sie horcht danach, sie vernimmt eine unterdrückte Frauenstimme, die sie für die der Herrin hält. Sie hört den Schritt eines Mannes und kann sich nur denken, daß es der alte Theodor sei. Wer anders könnte in der Nacht in das Schlafzimmer der gnädigen Frau kommen? Der Herr war noch nie da gewesen. Aber was machte der alte Kammerdiener da? Von der Herrin gerufen konnte er nicht sein, er schlief zwar an demselben Corridor, aber in einem an dessen Ende gelegenen entfernten Gemache; die Freifrau hätte aufgestanden sein müssen, ihn zu rufen. Darüber wäre die Amme wach geworden. Aus welchem Grunde und zu welchem Zwecke auch hätte die Freifrau den entfernt schlafenden Diener und nicht die unmittelbar neben ihr an befindliche Dienerin rufen sollen? Die Amme wollte weiter horchen. Da nahete Jemand sich der angelehnten Thür, und diese wurde zugemacht und abgeschlossen. Die Amme hörte deutlich, wie der Schlüssel im Schlosse umgedreht wurde. Das konnte nur um ihretwillen geschehen, sie sollte nicht in das Zimmer der Herrin kommen können. Es müsse der Herr sein, meinte sie jetzt, der mit seiner Frau etwas Besonderes und Geheimes zu verhandeln habe. Es wunderte sie zwar, aber es kümmerte sie nicht. Sie versuchte, wieder einzuschlafen, doch dies war ihr unmöglich.

Rings umher im ganzen Schlosse herrschte die tiefste Stille, unwillkürlich mußte sie aufmerksamer lauschen. Aber sie vernahm nichts, keinen Laut; auch nicht mehr in dem Schlafzimmer der Freifrau, das unmittelbar neben dem ihrigen lag, in dem jetzt ein Dritter war, von dem sie nicht wußte, wer es sei, der jedenfalls in ungewöhn-

licher, auffallender Weise sich darin befand. Sie war gewohnt, jeden Laut, nur das geringste Geräusch aus dem Zimmer zu hören, auch wenn sie schlief, auch wenn die Herrin allein darin war. Und jetzt diese vollkommene Stille! Was geschah dort?

Auf einmal hörte sie etwas. Es war ein leises Weinen, ein unterdrückter Jammerton. So hatte sie oft ihre Herrin in den Nächten weinen hören. Aber dann war die Herrin allein gewesen. Indeß wer anders, als sie, konnte es jetzt sein? Eine Frauenstimme erkannte die Amme deutlich. Und sicher mußte auch der Herr bei ihr sein. In wessen Gegenwart sonst hätte sie so geweint? Und allein war sie nicht. Der Schritt hatte sich nicht entfernt, keine Thür war geöffnet.

Die Amme konnte nicht mehr mit Verwunderung, sie mußte mit Schrecken weiter horchen.

Zwischen dem Weinen der Frau hörte sie plötzlich die leise sprechende Stimme eines Mannes, und es schien ihr nicht die Stimme des Freiherrn zu sein und auch nicht die des alten Kammerdieners Theodor.

Wer um des Himmels willen, wer war denn mitten in der Nacht heimlich in das Schlafzimmer der Herrin gedrungen, hatte die Thür abgeschlossen, rief ihre Thränen, ihr Jammern hervor?

Die Amme wollte aus ihrem Bette aufspringen, in den Corridor eilen und Lärm machen.

Aber konnte es nicht doch der Freiherr sein, oder der alte Theodor, der der Vertraute der Freifrau war, und an dessen Seite sie diese oft genug weinend angetroffen hatte? Es wurde so leise drinnen in dem Zimmer gesprochen, es war nur ein Gemurmel, das sie vernahm. Einer von Beiden mußte es sein. Wer sonst hätte so leise mit ihr sprechen können? Gegen wen sonst hätte sie nicht laut Hülfe herbeigerufen?

Sie stand auf; geräuschlos schlich sie nach der Thür und lauschte. Sie hörte noch das leise Sprechen des

Mannes, das ſtille Weinen der Frau, welches von Zeit zu Zeit durch Huſten unterbrochen wurde.

Der Mann ſprach noch immer, aber ſo leiſe, daß kein Wort zu verſtehen war und der Ton der Stimme klang bald drohend, bald bittend, bald erzählend.

Die arme, kranke Frau weinte nur dazwiſchen, und die alte Amme mußte voll Mitleiden mit weinen.

Die leiſe ſprechende Mannsſtimme war plötzlich ſtill, die Thür, die aus dem Schlafzimmer der Freifrau in den Corridor führte, wurde leiſe geöffnet und wieder zugemacht. Unmittelbar nachher vernahm ſie deutlich den Schritt eines Mannes in dem Corridor, der ſich ſchnell und leiſe entfernte.

Die Amme horchte noch eine Weile. Es blieb Alles ſtill.

Ihre Angſt vermehrte ſich; ſie mußte in das Zimmer, zu der Herrin, doch konnte ſie jetzt nur vom Corridor aus dahinkommen. Sie ging zu der Thür, die aus ihrem eignen Zimmer in den Corridor führte, leiſe kaum hörbar öffnete ſie dieſelbe; da erblickte ſie eine menſchliche Geſtalt.

Die Geſtalt kam näher. Der alte Freiherr Oswald war es, ſie erkannte ihn deutlich.

Ein Entſetzen ergriff ſie, ihr ganzer Körper bebte. War der alte Freiherr bei der Herrin geweſen und zu welchem Zweck? Wollte er wieder zu ihr?

Er kam näher, er hielt vor der Thür des Schlafzimmers der Herrin. Die Thür wurde geöffnet und wieder zugemacht.

In dem Zimmer der Herrin wurde wieder leiſe geſprochen. Der Mann ſprach, die Frau ſprach, verſtehen konnte die Amme kein Wort. Aber der Ton beider Stimmen ſchien ihr ein ruhiger zu ſein. Nur ein paarmal vernahm ſie wieder die leiſen Klagetöne der Frau, aber weinen hörte ſie dieſe nicht mehr.

Dann kam plötzlich der Augenblick, der das Blut in den Adern der alten Amme erſtarren machte.

Es war eine halbe Minute ganz ſtill in dem Zimmer

geworden, plötzlich hörte man den Klang eines Glases, welches mit einem anderen gläsernen Gegenstande in Berührung gebracht wurde.

Es wurde aus letzterem etwas hineingegossen, aber nur langsam, wie tropfenweise — die Amme glaubte die einzelnen Tropfen fallen zu hören.

Was konnte das sein?

In dem Schlafzimmer der Freifrau befand sich nur eine Wasserkaraffe mit einem Wasserglase. Beides stand auf einem kleinen Tische neben dem Bette der Freifrau.

Das Wasserglas konnte geklungen haben; in dasselbe konnte eingegossen sein.

Aber mit der Wasserkaraffe war nicht an das Glas gestoßen; aus der Karaffe war nichts ausgegossen. Diese war von geschliffenem Krystall und ihr Berühren mit dem Glase hätte einen vollen, klingenden Ton hervorbringen müssen, auch konnten aus ihrer weiten Oeffnung nicht einzelne Tropfen ausgegossen werden. Der Klang, den die Amme gehört hatte, war ein dünner, klapperner gewesen, wie etwa das Berühren des Glases mit einer kleinen Arzneiflasche oder einer ähnlichen Phiole ihn gab, und auch nur aus der engen Oeffnung einer kleinen Phiole konnte in einzelnen Tropfen ausgegossen werden.

Welche Flüssigkeit war in das Glas geschüttet?

Die Amme hielt den Athem an, um weiter zu hören.

Die Freifrau trank, man hörte es deutlich, denn das Trinken mußte ihr schwer werden, wie ein öfteres Schlucken und Würgen bewies.

„Oh!“ sagte sie, klagend, stöhnend, und ein heftiger, anhaltender Husten unterbrach sie, nachdem sie das Glas geleert hatte. Es wurde still in dem Zimmer, kein Laut war mehr darin zu hören.

Das dauerte einige Minuten. Dann näherte sich der Mann der Thür, an der die Amme stand und die vorhin abgeschlossen war. Der Schlüssel darin wurde gedreht, das Schloß aufgeschlossen, unmittelbar darauf wurde die in den Corridor führende Thür des Schlafzimmers der

Freifrau geöffnet und wieder zugemacht und der Schritt des unheimlichen Besuchers entfernte sich rasch im Corridor. Die Amme war horchend an der Thür stehen geblieben. Sie hörte die Freifrau wieder still weinen. Ein Husten unterbrach das Weinen, der Husten kam der Amme anders vor wie sonst, schärfer, trockener.

Sie zögerte nicht länger mehr und öffnete die Thür.

„Befehlen die gnädige Frau etwas?“ fragte sie in das Zimmer hinein.

„Nein!“ war die Antwort.

Die Amme mußte sich wieder in ihr Gemach zurückziehen, doch hatte sie einen spähenden Blick in das Zimmer werfen können. Eine Veränderung hatte sie darin nicht bemerkt. Das Nachtlicht brannte, Wasserglas und Wasserkaraffe befanden sich auf dem kleinen Tische neben dem Bett, und ein Stuhl stand vor letzterem. Alles war, wie die Amme es verlassen hatte, als sie die Herrin zu Bette brachte und dann in ihr Schlafgemach nebenan ging.

Und doch lag ihr die Ahnung so schwer auf dem Herzen, als wenn ein ungeheures Unglück geschehen sein müsse.

Sie konnte nicht einschlafen. Sie mußte nach jedem Geräusch in dem anstoßenden Zimmer lauschen.

Nur kurze Zeit blieb es dort still, dann hörte sie die Freifrau unruhig werden, schwerer athmen; der Husten unterbrach das Athmen ganz, kehrte öfter wieder, war heiser, trockner, als er vorher gewesen war. Die Freifrau mußte öfter trinken, sie schenkte selbst das Glas aus der Karaffe voll und die Amme überzeugte sich um so vollständiger, wie jener Ton, als vorhin in das Glas eingeschenkt wurde, ganz anders geklungen hatte.

Die Amme hielt sich lange still, aber der Zustand der Herrin schien ihr von Viertelstunde zu Viertelstunde schlimmer zu werden. Es wurde ihr endlich so unheimlich, daß sie abermals ungerufen in das Zimmer trat, mit der Frage, ob die gnädige Frau nichts befehle.

Diesmal erhielt sie keine verneinende Antwort.

„Frisches Wasser, Rose!“ bat die Freifrau.

Aber das war eine sonderbare Stimme, so trocken, so heiser und doch so scharf, und wieder so matt.

Die Amme erschrak. Sie sollte noch mehr erschrecken.

Sie ging an das Bett der Freifrau. Die Wasserkaraffe war völlig leer und doch war sie eine große Flasche. Das war ein unnatürlicher Durst, den die Herrin hatte löschen müssen. Und dieser unnatürliche Durst dauerte noch fort, er schien die Kranke innerlich zu verzehren, zu verbrennen.

„Recht frisches Wasser, Rose!“ sagte sie zu der Amme, „recht kaltes!“

Sie sprach es hastig mit der scharfen, heiseren Stimme, mit der trockenen Zunge, die am Gaumen fest klebte. Ihre Augen waren so groß, so hohl geworden; durch ihr mageres Gesicht flog eine dunkle Röthe; ihr Athem war kurz, hastig, glühend heiß.

„Um des Himmelswillen, gnädige Frau, was ist Ihnen?“ rief die Amme.

„Hole mir nur Wasser! Schnell! schnell!“ drängte die Kranke.

Die Amme durfte nicht mehr fragen, sie mußte gehen. Aber wie sie nach der Karaffe langte, ergriff sie ein neuer Schreck. Der kleine Nachttisch, auf dem Karaffe und Glas standen, war mit einer weißen Decke belegt. In der Decke sah sie dunkle, braune Flecke. Die Flecke waren am Abend noch nicht da gewesen, die Amme wußte es genau, denn sie selbst hatte die Decke rein hingelegt. Wie waren sie hineingekommen? Was bedeuteten sie? Waren sie verschüttet bei jenem Ausgießen aus der Phiole in das Wasserglas? Was war in der Phiole gewesen?

Sie mußte es wissen und half sich rasch, indem sie mit der Karaffe das Wasserglas von dem Tisch nahm.

„Ich werde es reinigen, gnädige Frau,“ sagte sie.

„Eile nur, Rose!“ rief die Kranke.

In einer Nische des Corridors gibt ein Hahn das

frischeste, klarste Trinkwasser. Die Amme eilte dahin und füllte die Karaffe. Sie hatte ein Licht mitgenommen und besah beim Scheine desselben das Glas. In dem Glase war eine dunkle Flüssigkeit gewesen und hatte einen eigenthümlichen Geruch, wie von Safran und Wein oder Alkohol zurückgelassen.

„Gift?" rief es unwillkürlich in der alten Frau.

Sie schauderte; sie zitterte, daß sie kaum das Glas halten konnte. In ihrer Verwirrung wusch und reinigte sie es dennoch, daß die dunkle Farbe auf dem Grunde verschwand, der Geruch sich verlor.

Dann kehrte sie zu der Herrin zurück.

Die Kranke verlangte schon nach ihr. Sie verschlang mit einer wilden Hast den kühlenden Trunk und zwar Glas auf Glas.

„Verlasse mich nicht," bat sie dabei die Amme. „O, lasse mich nicht allein!"

Ihr Gesicht war röther geworden, eine furchtbare Fieberhitze glühte darin, es zeigte eine ungeheure innere Angst; und die Augen starrten erschrocken umher. Nur der Husten hatte nachgelassen und kam immer schwächer.

Die Amme konnte nicht von ihrer Seite weichen, sie saß in unsäglicher Angst da.

„Soll nicht zu einem Arzte geschickt werden, gnädige Frau?" fragte sie.

„Nein!" war die kurze, bestimmte Antwort.

„Soll ich nicht Theodor rufen?"

„Nein."

„Aber die gnädige Frau haben ein heftiges Fieber."

„Ich habe nur Durst. Es wird vorübergehen."

Auch die zweite Wasserflasche war geleert und die Amme mußte eine dritte holen. Draußen im Corridor faßte sie sich ein Herz.

Die Stube des alten Theodor lag nicht weit von dem Wasserkrahn. Sie eilte hin und weckte den alten Diener.

„Herr Theodor, die gnädige Frau ist plötzlich krank geworden."

„Was fehlt ihr?"

„Sie liegt in schrecklicher Fieberhitze, in ungeheurer Angst."

„Ist etwas vorgefallen in der Nacht?" fragte er.

„Es war Jemand um Mitternacht im Zimmer der gnädigen Frau."

„Wer war es?"

„Ich meinte, es sei der Herr gewesen; aber —"

„Aber, Rose?"

„Die gnädige Frau ist gerade seitdem krank. Sie hat etwas genossen, und — es muß heraus, Herr Theodor — ich glaube, sie ist vergiftet."

Der alte Diener war heftig erschrocken. Sie mußte ihm Alles erzählen.

Er hörte ihr schweigend zu, unterbrach sie mit keinem Worte, mit keiner Silbe, auch als sie fertig war, sagte er nichts. Er widersprach auch nicht ihren Vermuthungen darüber, wer im Zimmer gewesen sei, sondern seufzte nur tief und schwer auf, als wenn er sagen wolle, meinte die Amme, er habe schon lange befürchtet, daß es so kommen werde.

Vor dem Zimmer der Freifrau machte er Halt.

„Rose," sagte er zu der alten Frau, „wenn Ihnen das Glück und die Ehre dieses Hauses lieb sind, in dem Sie nur Wohlthaten genossen haben, dann sagen Sie keinem Menschen irgend ein Wort von dem, was Sie mir mitgetheilt haben." Hierauf ging er mit ihr in das Zimmer.

Die Kranke schien ruhiger geworden zu sein. Ihr Gesicht war weniger glühend, ihr Athem weniger heiß, aber sie war sichtlich matter. Sie hatte vorher noch das Glas halten können, wenn sie trank. Jetzt mußte die Amme es ihr halten.

Während sie trank, sah sie den alten Diener, der hinter der Amme eingetreten war.

„Du hast ihn doch gerufen!" sagte sie. „Aber es ist gut, Du hast Dich beinahe die ganze Nacht mit mir ge-

quält. Lege Dich jetzt zur Ruhe; Theodor wird bei mir bleiben."

Es war ein Befehl für die Amme, sie ging in ihr Schlafgemach, nachdem sie vorher noch einen Blick auf die Decke des Nachttisches geworfen hatte.

Bei dem Lichte des Morgens, der unterdeß angebrochen war, sah sie deutlich die dunkelbraunen Flecke in der weißen Damastleinwand und es kam ihr vor, als hätten sie etwas Glänzendes.

Der alte Kammerdiener verschloß die Thür des Zimmers hinter ihr. Sie solle ruhen, schlafen, hatte ja die Herrin gesagt. Aber sie konnte es nicht.

Sie mußte horchen, was sich weiter begeben werde; sie mußte fast noch angelegentlicher horchen, als bisher.

Die Freifrau und der Diener sprachen lange mit einander, aber die Herrin mit ihrer schwachen und der alte Diener mit seiner vorsichtigen Stimme sprachen so leise, daß die Amme kein Wort verstehen, aus dem Tone der Stimme nicht einmal auf den Inhalt des Gesprächs schließen konnte. Nur als darauf Beide schwiegen, glaubte sie etwas errathen zu können.

Sie vernahm in der Nähe des Bettes der Herrin ein Geräusch, als wenn gewaschen und gerieben werde. Der Kammerdiener sucht die braunen Flecke in der Decke des Nachttisches zu vertilgen, dachte sich die Amme. Aber warum dies? Das blieb ihr wieder ein Räthsel.

Sie hörte weiter nichts, auch kein Reden. Die Herrin war wahrscheinlich endlich eingeschlafen; vom Wachen ermüdet, schlummerte die alte Frau endlich selber ein.

Es war sieben Uhr Morgens, als der alte Kammerdiener sie weckte und sie aufforderte, der Herrin das Bett zu machen.

Sie ging in das Zimmer. Die Freifrau lag im Bett; sie sah entsetzlich blaß aus, und ihr Gesicht war entstellt. Sie war so schwach, daß sie nicht aufstehen konnte und die Amme mußte ihr das Bett zurecht machen, während sie darin blieb. Sie überzeugte sich dabei, daß aus der Decke

des Nachttiſches die braunen Flecke verſchwunden waren; die Spuren des Waſchens und Reibens waren noch zu ſehen. Aehnliche Spuren zeigte das Kopfkiſſen, auf dem die Freifrau lag.

Warum hatte der alte Diener die Flecke vertilgt?

Die Freifrau genoß nichts. Nur zuweilen verlangte ſie wieder nach Waſſer und trank dann mit Haſt.

Sie lag ſtill, mit geſchloſſenen Augen und ſprach nur wenn ſie Waſſer begehrte; ihre Stimme war matt, heiſer. Sie ſelbſt ſchien immer ſchwächer zu werden.

„Soll kein Arzt herkommen, gnädige Frau?“ fragte die Amme noch einmal.

„Nein,“ lautete wieder die Antwort. „Er kann mir nicht helfen. — — Ich ſterbe,“ ſagte ſie nach einer Weile von ſelbſt. „Ich überlebe den Tag nicht.“

„Ihr Kind war erwacht. Die Amme mußte mit demſelben bei ihr bleiben. Sie wurde ſchwächer und ſchwächer.

Der alte Theodor kam öfter herein. Die Kranke ließ ihn an das Bett treten, er mußte ihr die Hand reichen und ſie nahm ſie ſtumm, während er ſtill weinte.

„Soll nicht zu einem Arzt geſchickt werden?“ fragte die Amme auch ihn.

„Sie will es nicht,“ antwortete der alte Mann unter ſeinen Thränen. „Und er kann ihr ja auch nicht mehr helfen.“

„Was fehlt ihr denn, Herr Theodor? Wie iſt es denn plötzlich ſo ſchlimm mit ihr geworden?“

Der alte Diener antwortete nicht.

Gegen Mittag war ſie eingeſchlafen, in zunehmender Schwäche, wie es ſchien. Sie ſchreckte oft im Schlafe auf, aber ſie ſchlummerte mehrere Stunden ſo. Als ſie erwachte, ſchien wenigſtens ihr Geiſt freier geworden zu ſein. Die Amme mußte ihr abermals das Kind bringen, ſie küßte es und ſah es mit ſo inniger und doch ſo ſchmerzlicher Liebe an.

„Für Dich, für Dich war es ja Alles!“ ſagte ſie zu dem Kinde.

Dann war es, als wenn ein plötzlicher Schreck sie ergreife, als wenn sie das Kind nicht mehr bei sich behalten, nicht mehr ansehen könne.

„Nimm es!“ sagte sie zu der Amme. „Laß mich allein.“

Die Amme wollte mit dem Kinde gehen, doch die Kranke rief sie zurück.

„Bleibe, bleibe! Nein, nein! Nicht das arme Kind! — — Mir ist geworden, was ich verdiente!“

Die Amme mußte ihr das Kind wieder reichen. Sie küßte es und weinte dabei so bitterlich.

Es hatte sie angegriffen, sie verfiel wieder in ihren unruhigen Schlaf, aber nach einer halben Stunde fuhr sie mit einem Schrei aus demselben auf. Eine heftige, fliegende Unruhe zeigte sich an ihr, verließ sie nicht. Sie verlangte nach dem Schloßkaplan, um die letzten Sacramente zu empfangen. Der Kaplan kam, er verrichtete die heilige Handlung und erst als er diese vollendet hatte, war sie ruhiger.

Theodor mußte jetzt ihren Gatten zu ihr bitten. Sie hatte den ganzen Tag nicht nach ihm verlangt, nicht von ihm gesprochen.“

Der Rentmeister machte eine Pause in seiner Erzählung, dann fuhr er fort: „Ob er nach ihr gefragt, ob er von ihrem Zustande Kenntniß gehabt hatte, weiß ich nicht. Die alte Amme konnte mir nichts davon sagen. Der alte Theodor ist auch gegen mich verschlossen. Der Freiherr war zwei Stunden bei ihr. Was sie in dieser Zeit gesprochen haben, ich weiß es nicht. Sie starb um sieben Uhr des Abends in seinen Armen.

Und nun, Herr Assessor,“ schloß der Greis, „erlauben Sie mir ein paar Bemerkungen. Zuerst, Sie glauben, wie ich, an eine Vergiftung?“

„An eine Vergiftung durch Laudanum,“ sagte der Assessor. „Die braunen Flecke, der Saffrangeruch, der große Durst der Kranken, ihre Beängstigung, dann der schreckhafte Schlummer, die schnelle Abnahme der Kräfte, Alles weist auf eine solche Vergiftung hin. Der Tod pflegt

freilich in der Regel nicht in so kurzer Zeit einzutreten. Aber bei der Schwäche der Armen, die schon so lange gelitten hatte, kann auch der schnell erfolgte Tod nicht auffallen."

„Sie werden in dem Allem Recht haben," meinte der Rentmeister. „Ich verstehe es nicht. Es kommt dann vor Allem darauf an, wer der Frau das Gift beigebracht, wer in der Nacht bei ihr am Bette gewesen? Wer das erste, wer das zweite Mal? Der Freiherr Oswald? Oder ihr Mann, der Freiherr Carl? Oder das eine Mal der Eine, das andere Mal der Andere? An einen Dritten ist, meines Erachtens, vernünftiger Weise, nicht zu denken. Aber wie ist ihr denn am Ende das Gift beigebracht? Heimlich, oder mit ihrem Willen? Hier liegt eben Alles im Dunkel."

Damit mußte auch der Assessor sich einverstanden erklären.

„Hätte wohl," fragte er nur noch, „der Freiherr Oswald jene Anzeige an das Gericht gemacht und sich in Person jetzt hier eingefunden, wenn er der Thäter wäre?"

„Wer kennt die Pläne schlechter Menschen?" erwiderte der Rentmeister. „Was ihn vor der That leitete, wird ihn auch jetzt leiten. Haß, Rache, Hoffnung auf Succession in die Güter —"

„Auf Succession?" Existirt ja doch in dem Kinde ein Erbe," meinte der Assessor.

Der Rentmeister zögerte mit der Antwort.

Der Assessor mußte daran denken, daß nach der anonymen Anzeige an das Gericht dem Kinde des Freiherrn und der Verstorbenen nicht Namen und Rechte eines Freiherrn von Falkenburg zustehen sollten.

„Haben Sie Zweifel," fragte er den Rentmeister, „über die Person des Freiherrn, über das Kind?"

Der Rentmeister antwortete nicht.

„Hören Sie den Freiherrn Oswald," sagte er. „Sie wissen jetzt Alles, was Sie vorher zu seiner Vernehmung wissen mußten, Alles, was man in dieser dunklen Ange-

legenheit wissen kann. Ich schicke Ihnen den Mann herein."

Der Rentmeister entfernte sich. Der Assessor erwartete gedankenvoll den Freiherrn Oswald.

Klarer als vorher sah er auch jetzt in dieser Sache nicht. Sollte er durch den Freiherrn neues, helleres Licht erhalten? Er mußte es.

Wer war der Mörder?

Der Freiherr Oswald von Falkenburg trat in das Zimmer.

Der Assessor sah sich den Mann genauer an, der in diesem Augenblicke die wichtigste Persönlichkeit für seine Zwecke war, durch den er nach der einen oder nach der anderen Seite nothwendig klarer sehen mußte, mochte er einen Zeugen gegen den Thäter, mochte er den Thäter selbst in ihm finden.

Der alte Edelmann trug noch Spuren seiner vornehmen Geburt, seiner früheren besseren Erziehung. Er war eine große, stattliche Figur; sein Gesicht hatte aristokratische Züge, seine Haltung war leicht, gewandt, sein Blick stolz, sein ganzes Wesen hatte etwas Befehlendes, zeigte wenigstens, daß er an Befehlen gewöhnt war. Trotz alledem trug seine Erscheinung den Stempel einer inneren, moralischen Verkommenheit. Die Augen waren falsch, um die Lippen spielte ein frecher Hohn. Das vornehm geschnittene Gesicht wurde dadurch widerwärtig, geradezu häßlich; der falsche, lauernde Blick war zugleich scheu, unsicher, die Bewegungen seines Körpers mußten es mit werden. Seine ganze Erscheinung wurde durch alle die Widersprüche unheimlich und machte den Eindruck eines

vornehmen Schurken, eines Verbrechers, der nur vor Wenigem, vielleicht vor nichts zurückscheue.

Er war mit seinem ganzen vornehmen, befehlenden Wesen eingetreten.

„Sie haben mich lange warten lassen, mein Herr Assessor."

Der Assessor blieb ruhig und kalt. Auch er wurde vornehm, wie der Andere. Er konnte und mußte es; er vertrat ja das Recht.

„Zuvor Ihr Name, mein Herr."

„Hätten Sie ihn nicht von dem Rentmeister erfahren?"

„Ich muß ihn von Ihnen selbst erfahren."

„Freiherr Oswald von Falkenburg."

„Der Oheim des Freiherrn Carl von Falkenburg, des Besitzers dieses Schlosses?"

„Hm —! Vorläufig ja."

„Was hätten Sie mir mitzutheilen?"

„Sie forschen hier einem Verbrechen nach, Herr Assessor?"

„Wenn hier ein Verbrechen verübt ist!"

„Pah! Sie können hier mehrere finden. Sie würden doch auch den mehreren nachgehen?"

„Mein Amt befiehlt es."

„So haben Sie die Güte, mir zuzuhören."

„Vorab eine Frage, Herr Baron. Das Criminalgericht hat eine anonyme Anzeige über hiesige Ereignisse erhalten, sind Sie der Verfasser und Einsender?"

„Ja, mein Herr."

Der Freiherr sagte es leicht und ruhig, als wenn es eine Sache sei, die sich von selbst verstehe, aus der er nicht das geringste Hehl zu machen habe.

„Und warum wählten Sie die Anonymität?" fragte der Assessor.

„Es wird Ihnen aus meinen Mittheilungen klar werden."

„Haben Sie die Güte, diese zu beginnen."

„Ich muß etwas weit ausholen. Mein jüngerer Bru-

der, der Freiherr Max, war durch Erbschleicherei, dann durch einen Meineid Besitzer dieser Güter geworden."

Der Assessor unterbrach ihn.

„So behaupten Sie. Die Justiz hat anders entschieden."

„Pah, die Justiz! Ihre Justiz, mein Herr! Die göttliche Gerechtigkeit entschied später nicht so. Meinem Bruder erkrankte und starb die Frau, die er geliebt hatte. Es erkrankte ihm sein Kind, sein einziger Sohn, sein Erbe, sein Stammhalter —"

Der Assessor mußte ihn noch einmal unterbrechen.

„Herr Baron, die Welt hat darin Verbrechen gesehen!"

„Die Welt sieht Vieles falsch, mein Herr. Hören Sie weiter. Mein Bruder verließ sein reiches, stolzes Schloß, als wenn er, weit von dem Schauplatze seiner Verbrechen, weit von der Strafe jener göttlichen Gerechtigkeit sei — ja, mein Herr, der göttlichen Gerechtigkeit! Er verließ Deutschland, er ging nach Frankreich, nach der Schweiz, nach Italien; er war bald in dem einen, bald in dem anderen Lande. Sein Sohn genas, aber es kamen andere Strafen über ihn. Wie sein Gewissen ihn von Land zu Land jagte, so jagte es ihn von einer Leidenschaft, von einer Ausschweifung, von einer Nichtswürdigkeit zu der anderen. Zuletzt ergab er sich einem schnöden Geize. Unterdeß war sein Sohn — eine neue Strafe für ihn — sein Gefährte und sein Nachfolger in seinen Ausschweifungen und Nichtswürdigkeiten geworden, nur nicht in dem schnöden Geize. Der junge Mensch hatte mit seinem Vater in der Welt umherziehen müssen und dessen Leben und Wandel gesehen und so dessen Leben und Wandel angenommen.

In einer kleinen Stadt im südlichen Frankreich erkrankte mein Bruder. Sein Krankenlager wurde sein Sterbelager. Die Krankheit dauerte lange. Der Sohn hatte keine Lust, bei dem kranken Vater in dem langweiligen französischen Neste zu bleiben. Es lebte aber noch ein Funke von Gefühl in ihm, er wollte den Vater wenigstens unter einer guten Pflege zurücklassen. In dem Städtchen lebte seit mehreren Jahren ein alter Wundarzt,

ein Deutscher, den allerlei Schicksale dahin verschlagen haben mochten. Er wurde dem fühlenden Sohne als ein ordentlicher, sinniger, tüchtiger Mann empfohlen, der die Pflege des Kranken um so lieber übernehmen werde, da er ein armer Teufel sei, dem es schlecht gehe. Mein Neffe begab sich zu ihm und — daraus entstand ein ganzer Roman, ein reizender Roman, wie Sie hören werden.

Mein Neffe fand nicht nur den alten Chirurg, den alten Theodor —"

„Den alten Theodor?" mußte doch der Assessor verwundert den Freiherrn unterbrechen.

„Den alten Theodor Horstmann, wie ich Ihnen sage — hier heißt er Theodor Hauser — mein Neffe fand nicht nur den alten Theodor, sondern er fand auch bei diesem eine Tochter, und diese Tochter war ein junges, bildschönes Mädchen, eine Schönheit, wie mein Herr Neffe sie noch nicht in Rom, nicht in Paris, nicht in der ganzen Welt gesehen hatte. Die Folge war begreiflich. Der Freiherr Carl reiste nicht ab; der alte Horstmann, oder Theodor, wie wir ihn nennen wollen, wurde dennoch nun erst recht der Pfleger des kranken Vaters. Der Roman begann. Der Vater der Tochter war bei dem Vater des Sohnes; der Sohn war unterdeß bei der Tochter.

Diese — Emma hieß sie — hatte einen Verlobten, er war ebenfalls ein Deutscher; Gustav Treu war sein Name — ein vortrefflicher Name, nebenbei bemerkt. Er war ein deutscher Flüchtling, der in seiner Heimath Medicin studirt, sich in politische Wirren verwickelt hatte und so nach Frankreich verschlagen war. Auf einer südfranzösischen medicinischen Schule hatte er seine Studien fortgesetzt und beendigt und war Assistent eines berühmten französischen Arztes geworden; ja, er hatte Hoffnung, sich bald eine eigene Praxis zu gründen. Durch einen Zufall hatte er auf einer kleinen Reise die schöne Emma Horstmann kennen gelernt; er war auch ein schöner Mann. Ihr Vater und er gehörten einer Kunst an; der junge Mann war der höhere darin und konnte eine bedeutende Carriere machen.

Die Landsleute hatten sich gefunden, die Herzen fanden sich, zu den Herzen die Hände und an die Hände die Verlobungsringe. Die jungen Leute wollten heirathen, sobald der Arzt seine selbstständige Praxis gefunden habe.

Das war ein kleiner Roman für sich. In ihn trat der Freiherr Carl mit einem neuen. Er mußte ihn fein, zart anlegen. Zuerst wurde er der zarteste Wohlthäter des Vaters und der Tochter, letzterer dann der zarteste Freund. Er schwärmte mit ihr nur von ihrem Verlobten; er kannte keinen sehnlicheren Wunsch, als einen so ausgezeichneten jungen Mann kennen zu lernen.

Der Bräutigam kam, seine Braut zu besuchen. Die beiden jungen Männer wurden Freunde. Der Bräutigam mußte wieder abreisen. Seine Verlobte und mein Neffe schwärmten weiter. Die Krankheit meines Bruders zog sich mehr und mehr in die Länge. Dem Bräutigam wurde die Schwärmerei seiner Verlobten mit meinem Neffen auf die Länge bedenklich und um ihr ein Ende zu machen, entschloß er sich kurz, zu heirathen. Die Braut war damit einverstanden, und so heiratheten sie sich.

Aber der junge Mann konnte die Frau noch nicht ernähren und also auch noch nicht mit sich nehmen. Wenige Tage nach der Trauung mußten die jungen Ehegatten sich schon wieder trennen. Gustav Treu reiste zu seinem berühmten Arzte zurück; seine junge Frau, jetzt Madame Treu, ließ er bei ihrem Vater und — bei meinem Neffen. Das war sehr leichtsinnig von ihm; aber die Jugend ist einmal leichtsinnig.

Mein Bruder starb. Als er todt war, hatte mein Neffe seinem Freunde Gustav Treu die Frau verführt.

Der betrogene Ehemann war lange Zeit blind gewesen. Als er gewahrte, daß er betrogen war, ließ er sich von der Frau scheiden. Mit der Geschiedenen zog nun mein Neffe in der Welt umher; sie war sein Eigenthum, seine Sklavin. Sie hoffte seine Frau zu werden, Freifrau von Falkenburg! Ihr Kind konnte dann gar, wenn das Glück gut ging, hinterher ein Freiherr von

Falkenburg werden, Erbe der reichen Güter! Der Sohn des Arztes! War der erste Gatte betrogen, so konnte es ja auch der zweite werden. Pah!

Die junge Dame wurde die Betrogene.

Mein Neffe wurde ihrer nach Jahr und Tag überdrüssig; er war in das wilde Leben gerathen, wie Paris es bietet und verließ sie. Für allerlei Versprechungen, die er ihr gemacht, erhielt sie ein Stück Geld. Sie mochte indeß doch noch an die Versprechungen glauben, an Reue, an Besserung! Darum mußte ihr Vater bei ihm bleiben, als sein Kammerdiener, Haushofmeister oder dergleichen. Vielleicht hatten Vater und Tochter einen anderen Plan dabei; denn eines Tages trug sich Folgendes zu.

Mein Neffe befand sich mit einer lustigen Gesellschaft von Pariser Damen und Herren in Genf. Da erschien plötzlich der Herr Doctor Gustav Treu bei ihm, unterhielt sich mit ihm eine Viertelstunde, worüber, weiß Niemand, denn es war Niemand bei ihrer Unterhaltung zugegen — und traf nach ein paar Stunden in einem Wäldchen bei Carouge in der Nähe von Genf mit ihm wieder zusammen. Dort schossen sich mein Neffe und der Doctor. Letzterer schoß meinen Neffen nieder, beraubte ihn seiner Papiere und Erkennungszeichen, kehrte damit zu der Wohnung des Erschossenen zurück, setzte hier mit Hülfe des alten Theodor seinen Raub fort und war von nun an der Freiherr Carl von Falkenburg. Der erschossene Freiherr von Falkenburg wurde als ein Unbekannter in Carouge begraben.

Das Alles hatte sich in Genf, wo die Abenteurer und Abenteurerinnen, Industrieritter und Industrieritterinnen aus Frankreich und Italien täglich zusammenströmen und für ihre Zwecke Gimpel und Opfer aus allen Weltgegenden finden, und wo Rupfen und Gerupftwerden zur Lebensordnung gehört — das Alles hatte sich dort sehr leicht ereignen können, ohne daß man Notiz davon nahm, ohne daß man auch später etwas davon erfuhr.

Mein Neffe war einen oder zwei Tage vorher in Genf angekommen, unter einem fremden Namen, mit Pariser Herren und Damen, die ebenfalls seinen eigentlichen Namen nicht kannten. Diese Herren waren die Zeugen und Sekundanten des Duells gewesen. Als ihr Gefährte gefallen war, hatte die ganze Gesellschaft nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sich über die Schweizerische Grenze davon zu machen, denn sie waren eine saubere Pariser Gesellschaft von Spielern und Betrügern, die zwar wohl mit reichen jungen Wüstlingen, aber nicht gern mit der Genfer Polizei Bekanntschaft machen mochten.

Mein Herr Assessor, ich stehe vor dem Ende meiner Mittheilungen. Der Herr Doctor Gustav Treu suchte seinen Raub zu vollenden und zu sichern. Seine ehemalige Gattin und die nachherige Geliebte meines Neffen und sein ehemaliger Schwiegervater und späterer Kammerdiener dieses letzteren halfen ihm dabei. Als Freiherr Carl von Falkenburg heirathete er nochmals Fräulein Emma Horstmann; sie wurden getraut in einem kleinen Dorfe hinten in Vorarlberg, nach allen Vorschriften der Kirche und des österreichischen Gesetzes. Das Kind der Dame wurde dabei natürlich als ein vor der Ehe gebornes Kind der beiden Neuvermählten förmlich anerkannt, und der Freiherr Carl von Falkenburg zog mit seiner jungen Gemahlin und seinem legitimirten und legitimen Sohne hierher und nahm Besitz von Schloß und Herrschaft Falkenburg und lebt so noch heute hier. Nur seine Frau ist seit vorgestern Abend todt. Das heißt, er hat sie vergiftet.

Und nun, mein Herr Assessor?"

„Und nun, mein Herr?" sagte dieser.

Er hatte vor den Mittheilungen des alten Freiherrn an einem völlig undurchsichtigen, unentwirrbaren Dunkel gestanden, wie an einem festen und dichten Vorhange, durch den er nichts sehen, den er nicht lüften konnte. Nur eine todte Frau hatte er gesehen und Menschen um sie herum. Aber die Todte war todt, und die Lebenden um

sie waren ihm wie Automaten vorgekommen, die von der Todten nichts wußten.

Durch die Mittheilungen des alten Freiherrn war ihm ein Licht geworden, das ihm das Dunkel aufhellte, aber nur, um ihn in Untiefen und Abgründen blicken zu lassen, an deren Rande er schwindelig werden konnte und an deren Wänden und auf deren Grunde er doch nur wieder neues, tiefes Dunkel sah.

Er hatte mit lebhaftem Interesse, vielleicht mit lebhafterem als er wollte, dem Freiherrn zugehört. Als dieser endete, war er wieder ganz der ruhige, besonnene, klare Inquirent.

„Und nun, mein Herr," sagte er zu dem Freiherrn, „vor Allem die Beweise für die Mittheilungen, die Sie mir gemacht haben."

„Ihr Verlangen ist gerecht, mein Herr," sagte der Freiherr. „Ich war darauf vorbereitet und sammle schon seit drei Wochen. Hier." —

Er legte dem Assessor einen Haufen Papiere vor. Aber der Assessor, ehe er sie einsah, hatte eine Frage an ihn.

Er hatte eine ähnliche, fast dieselbe Frage vorhin an den Freiherrn Carl von Falkenburg gehabt, der nun freilich ein Anderer sein sollte. Der junge Freiherr hatte ihm nicht antworten können.

„Wie, mein Herr," fragte der Assessor den Freiherrn Oswald, „Sie waren seit drei Wochen darauf vorbereitet, daß die unglückliche Frau hier durch Gift sterben werde?"

Der alte, gewandte, frivole Edelmann verfärbte sich doch, freilich nur leicht.

„Pah, mein Herr, nicht auf ihren Tod, aber auf die Verfolgung meiner Rechte bereitete ich mich vor, mußte ich mich vorbereiten. Als vor drei Monaten diese Abenteurer-Familie hier ankam und eigentlich von meinem Eigenthum Besitz nahm, wurde ich doch neugierig, den Mann, den auch ich damals für meinen Neffen hielt, mit Frau und Kind zu sehen. Ich kam verborgen, ich sah

sie nicht, aber ich hörte Mancherlei, was mir Zweifel erwecken mußte, ob denn wirklich mein Neffe hier sei. Ich mußte Gewißheit darüber haben. Ich reiste nach Frankreich, nach der Schweiz, ich zog Erkundigungen über meinen Neffen ein. Ich erfuhr nur von seinem wilden Lebenswandel, nichts, was mich seinen Tod hätte ahnen lassen. Ich konnte nur entferntere Bekannte von ihm antreffen, die in der letzteren Zeit nicht mit ihm verkehrt hatten, aber Alle waren der festen Ueberzeugung, daß er seine ehemalige Geliebte nie und nimmer werde geheirathet haben. Nun mußte ich ihn selbst sehen, ihn und seine Frau. Ich kehrte hierher zurück, ich sah nicht die Frau, aber ihn, und ich sah auf der Stelle, daß nicht mein Neffe, nicht ein Freiherr von Falkenburg, daß ein Fremder, ein Betrüger vor mir stand. Wo war mein Neffe? Was war aus ihm geworden? Vor drei Wochen reiste ich nach Paris zurück. Dort suchte und fand ich jetzt nähere Bekannte von ihm; sie wußten, daß er vor etwa vier Monaten in sehr schlechter Gesellschaft nach der Schweiz, nach Genf, gereist sei. Seitdem hatten sie nichts von ihm gehört. Ich reiste nach Genf. Der Name Freiherr von Falkenburg war dort unbekannt, bei der Polizei, bei ehrlichen Leuten. Aber von unehrlichen Leuten konnte ich ihn vielleicht erfahren. Ich ging in den Cercle des Etrangers. Er gehört einem — Pah, was geht es mich an? Dort trifft man Spitzbuben von allen Nationen, am meisten Franzosen. Ich fand nur Unbekannte. Aber einer dieser Unbekannten fixirte mich, drängte sich an mich. Es war ein echtes französisches Spitzbubengesicht. Ich wich ihm nicht aus und — lassen Sie mich kurz sein, mein Herr — der Mensch fand eine Familienähnlichkeit in mir mit einem jungen Mann, der vor etwa drei Monaten in der Nähe von Genf von einem andern jungen Mann erschossen sei. Ich fragte Näheres, mein Spitzbube selbst war der Sekundant des Erschossenen gewesen. Ich erfuhr von ihm, was ich Ihnen vor-

hin über das Duell mitgetheilt habe. Aus den Beschreibungen blieb mir nicht der geringste Zweifel über die Persönlichkeiten. Der Erschossene war mein Neffe gewesen; der Mörder war derselbe Herr, den ich hier im Schlosse als meinen Neffen gesehen hatte, und der alte Theodor war dem Franzosen gar dem Namen nach bekannt. Ich hatte Boden und ermittelte leicht das Weitere, das ich Ihnen erzählt habe. Ich ließ gerichtliche Documente darüber aufnehmen. Sie liegen hier vor Ihnen." —

Der Assessor sah die Papiere ein. Sie bestätigten die Mittheilungen des alten Edelmannes; aber über die Hauptsache, über das Duell und die Personen der Duellanten nur die Thatsachen, das Duelliren selbst und das Fallen des einen der Duellanten. Ihren Namen kannte Niemand; wer und woher sie gewesen waren, in welchen Verhältnissen sie zu einander gestanden hatten, welches die Veranlassung des Duells gewesen war, über das Alles wußte kein Mensch etwas. Nur die Personenbeschreibungen trafen zu. Das war freilich vor der Hand genug, es war die zureichende Grundlage für weitere Nachforschungen.

„Aber, mein Herr," sagte der Assessor zu dem alten Freiherrn, „jetzt die Beweise, daß der gegenwärtige Besitzer dieses Schlosses, nennen wir ihn auch noch den Freiherrn Carl von Falkenburg, seine Frau vergiftet habe!"

„Sie werden auch diese erhalten, mein Herr," erwiderte der alte Edelmann, „nur allerdings nicht urkundlich. Haben Sie die Güte, mir noch wenige Augenblicke zuzuhören.

Mit meinen Nachrichten, die ich in Frankreich, der Schweiz und Oesterreich eingezogen hatte, mit meinen Dokumenten, die jetzt in ihren Händen sind, reiste ich hierher, um sie dem sauberen Freiherrn vorzulegen. Zu welchem Zwecke? fragen Sie mich. Ich liebe keine Weitläuftigkeiten; ich bin rasch von Entschluß und bin gern schnell am Ziel; langwierige Prozesse bei den Gerichten habe ich

erst recht kennen und hassen gelernt. Endlich bin ich gutmüthig — in der That, sehen Sie mich nur darauf an! — ich wollte den Menschen und die Frau nicht als Betrüger und Fälscher ins Zuchthaus bringen. Alles glaubte ich leicht und mit einem Male zu erreichen, wenn ich gerade und offen mich an den Mann selbst wendete. Ich dachte, er werde Gott und mir danken und mit Sack und Pack sich davon machen und mir mein Eigenthum zurückgeben.

Teufel, ich habe mich geirrt.

Am vorigen Sonnabend des Abends kam ich hier an. Ich ließ mich bei dem Freiherrn melden; er nahm mich an, obwohl es schon spät war. Ich hielt ihm sein Sündenregister vor und ließ ihn die Papiere einsehen. Doch ich hatte mich geirrt, verrechnet. Ich hatte es mit einem ausgemachteren Schurken zu thun, als ich erwartet hatte. Er hörte mich kaltblütig an, stellte mir ruhig anheim, einen Prozeß gegen ihn anzufangen und forderte mich dann auf, das Schloß zu verlassen und mich hier nicht wieder sehen zu lassen, widrigenfalls er mich mit den Knechten und Hunden vom Schloßhofe jagen werde. Ich mußte gehen, ich mußte ihn verlassen. Ich hatte einen dummen Streich gemacht.

Und als ich ging, machte ich den zweiten.

Die Zimmer des Freiherrn liegen oben im zweiten Stock. Er begleitete mich nicht hinaus, als ich ihn verließ. So ging ich allein die Treppe hinunter. Ich ging ärgerlich, verdrießlich. Ich kam in den ersten Stock. Auf einmal kam mir ein Gedanke, in meinem Aerger leider ein einfältiger. In dem ersten Stock lagen die Zimmer der Frau. Ich kannte die Zimmer, da meine Mutter sie schon bewohnt hatte, dann meine Schwägerin, jetzt die angebliche Freiherrin. Ich wußte es, ich wußte auch, daß sie allein schlief; nur eine alte Amme schlief neben an. Ich hatte mich schon bei meinem früheren Hiersein nach Allem erkundigt.

Zu ihr! rief es auf einmal in mir. — Sie ist ein schwaches Weib! Sie wird gestehen!

Ich war schon an der Thür ihres Schlafzimmers. Ich versuchte die Thür zu öffnen, es gelang, ich war in dem Zimmer. Sie schlief und ich weckte sie. Sie wollte aufschreien, ich hielt ihr den Mund zu und erzählte ihr unterdeß, wer ich sei, wer ihr Mann sei und wer sie sei. Schreien konnte sie nicht, aber hören, und wie sie genug gehört hatte, hatte sie keine Lust mehr zu schreien. Sie gestand mir vielmehr Alles. — Ja, Alles, mein Herr. Sie sehen mich wieder ungläubig an, aber ich schwöre Ihnen auf meine Cavalierehre, in der armen Frau hatte ich mich nicht getäuscht — desto mehr in jenem Schurken.

Die Frau gestand mir Alles, versprach mir Alles — unter Thränen und Klagen — es schnitt mir in das Herz. Sie wolle mit Mann und Kind fort, sie wolle keinen Theil mehr an dem Raube haben, sie habe hier ohnehin keine glückliche Stunde gehabt. Ich glaubte es ihr. Ich wurde gerührt, denn ich habe in der That ein weiches Herz, ich versprach ihr eine anständige Abfindung für sich und ihr Kind. Wir waren einig. Ich verließ sie, und — ich hatte meine Rechnung mit ihr, aber ohne den Wirth gemacht.

Im Corridor begegnete mir der Freiherr. Er hatte meinen Wagen nicht wegfahren hören, das war ihm verdächtig vorgekommen. Er hatte nachsehen wollen, was vorgehe, da sah er mich aus dem Zimmer seiner Frau kommen. Ich enteilte ihm, aber ein unruhiger, ein entsetzlicher Verdacht kam jetzt über mich. Ich fuhr auf der Stelle fort, allein draußen am Walde ließ ich halten. Ich schlich zum Schlosse zurück, unter die Fenster des Freiherren. Sie waren dunkel, sie erhellten sich; sie wurden wieder dunkel, wieder hell. Nach anderthalb Stunden erst legte er sich zu Bett. Wo war er hin und hergegangen? Was hatte er gemacht? Eine dunkle Ahnung wollte es mir sagen. Gewißheit erhielt ich am folgenden Abend.

Die Freifrau war todt, sie war an Gift gestorben, ihr Mann hatte sie in der Nacht vergiftet.

Er hatte sie vergiftet, damit sie nicht mehr Zeugniß ablegen könne, gegen ihn, gegen sich selbst, gegen ihr Kind.

Zweifeln Sie noch daran, mein Herr? —"

Hatte der Assessor noch Zweifel?

In jener Nacht war die Frau vergiftet, das stand nach Allem fest. In jener Nacht war ihr Mann in ihrem Zimmer gewesen; auch daran war, nach dem, was die Amme dem Rentmeister, und dieser wieder dem Assessor mitgetheilt hatte, schwerlich zu zweifeln. Freilich war auch der Freiherr Oswald in dem Zimmer gewesen.

Aber Einer von Beiden mußte demnach der Mörder sein. Wer von ihnen war es?

Der Freiherr Oswald hatte kein Interesse an ihrem Tode gehabt. Im Gegentheil — er hatte Recht — er hatte eine Zeugin an der schwachen, leidenden Frau verloren, die dem ersten Andringen eines Inquirenten keinen Widerstand hätte leisten können.

Gerade ein um so entschiedeneres Interesse an ihrem Tode hatte ihr Mann. Ihn auch hatte die Amme in dem Zimmer zu der Zeit anwesend geglaubt, da ihr das Gift beigebracht sein mußte. Ihn hatte sie selbst für den Mörder gehalten, und sie hatte deshalb dem Inquirenten die ganze Nachtscene verschwiegen. Der Mann selbst, der noch als der Freiherr Carl galt, hatte geradezu behauptet, seine Frau in der Nacht nicht gesehen zu haben; er wollte zuletzt am zweiten Tage vor ihrem Tode bei ihr gewesen sein. Er hatte zu der Kranken keinen Arzt geholt; wie hätte er das namentlich dann unterlassen, wenn der Freiherr Oswald, sein Todfeind, der Mörder war?

Den letzteren, den Freiherrn Oswald wenigstens glaubte der Assessor nach dem Allem mit dem Morde nicht mehr in Verbindung bringen zu dürfen.

Und doch sah dieser Mensch so widerwärtig, so falsch, so unheimlich aus, und sein ganzes Wesen war die gemeinste Frechheit, die dreisteste Lüge. War es möglich, daß er dem Assessor, in Allem die Wahrheit gesagt hatte?

Noch eine Möglichkeit blieb übrig: der Selbstmord der Frau. Schon der Dorfpfarrer hatte darauf hingedeutet, der Assessor hatte später einige Male daran denken wollen. Aber jetzt konnte er es kaum mehr, nach der Mittheilung der Amme mußte das Gift der Frau nothwendig durch einen Andern eingegeben sein, und wie hätte die Frau zu dem Gifte auch wohl kommen sollen?

War dagegen nicht dieses Gift gerade wieder eine erhebliche Anzeige gegen den vermeintlichen Freiherrn Carl? Dieser sollte Arzt sein; nur ein Arzt oder ein Chemiker konnte vertraut sein mit der geheimnißvollen Zubereitung des Laudanum aus Opiaten und Saffran. In Frankreich sind die Aerzte häufig tüchtige Chemiker, die selbst die Arzneien bereiten. Nur durch Laudanum konnte, wie der Assessor sich sofort überzeugt hatte, die Verstorbene vergiftet sein.

Freilich mußten dem Assessor wieder alle jene Bedenken einfallen, die er sich früher gegen einen Mord von Seiten des Gatten der Verstorbenen gemacht hatte. Freilich maßte ihm ein erhebliches neues Bedenken hinzutreten.

Was nämlich war durch den Tod der Frau, durch die Beseitigung dieser Zeugin, für den Mann, der sich als den Freiherrn Carl von Falkenburg ausgab, gewonnen? War nicht der alte Theodor noch da? Nicht er selbst? Blieben sie auch Beide stumm, vermochte auch keine Macht und keine List eines Criminalrichters nur ein einziges Wort ihren Lippen zu entlocken, waren sie nicht doch durch ihre Personen allein die überzeugendsten, die vollgültigsten Zeugen gegen sich selbst? In jenem südfranzösischen Städtchen waren sie bekannt. In Paris, in Genf waren die Personen zu finden, die den erschossenen Freiherrn und dessen Kammerdiener gekannt hatten, die dabei zuge-

gen gewesen waren, wie der Freiherr von dem erschossen war, der sich jetzt dessen Namen und Rechte anmaßte, der dessen verstoßene Geliebte zu einer Freifrau von Falkenburg erhoben hatte. Nur zwei von jenen Personen brauchten herüber zu kommen, sich den angeblichen Freiherrn und den alten Diener anzusehen, und der schändlichste Betrug war entdeckt, und für die Betrüger war nur das Zuchthaus da. Jene Personen mußten aber herbeigeschafft werden. Ließ das Criminalgericht sie nicht herkommen, der alte Freiherr Oswald durfte und konnte keine Mühe und kein Opfer scheuen, um Zeugen zu gewinnen, deren Aussagen ihm Millionen einbrachten. —

„Zweifeln Sie noch, mein Herr?" hatte der Freiherr Oswald den Assessor gefragt.

Der Criminalrichter erwiderte ihm: „der Inquirent muß lange zweifeln, bis er vollgültige gerichtliche Beweise gewonnen hat."

„Und wie werden Sie diese zu gewinnen suchen?"

„Ich denke, das ist meine Sache."

„Allerdings — auch die Verhaftung, und wie ich meine, die sofortige Verhaftung der beiden Betrüger, die noch hier sind!"

Der Assessor antwortete nicht.

„Bedürfen Sie meiner noch?" fragte ihn der Freiherr.

„Für den Augenblick nicht."

„So habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Der alte, häßliche, unheimliche Edelmann ging, und — der Assessor mußte es sich gestehen — nicht wie ein Mörder, sondern wie ein Sieger.

Aber ist nicht gerade der Sieger oft ein Mörder?

Der Assessor mußte sich aber auch noch ein Anderes sagen:

„Der alte Freiherr hat nach diesen Dokumenten Recht. Zuerst müssen die Beiden verhaftet werden, und zwar auf der Stelle."

Sühnung.

Mußte, durfte der Aſſeſſor denn doch ſofort, ohne ſich vorher weitere Aufklärung zu verſchaffen, zu der ſchwerſten Maßregel des Criminalverfahrens, zu der Verhaftung, ſchreiten? Die Beweiſe, die er hatte, waren nur Verdachtsgründe, er hatte ſie nur von dem Freiherrn Oswald, einem Manne, deſſen ſchlechter Charakter bekannt war, den er ſelbſt nicht beſſer kennen gelernt hatte. Konnten nicht ſogar die Dokumente gefälſcht ſein, die er von ihm in Händen trug?

Er gab den Vorſatz der ſofortigen Verhaftung wieder auf. Er wollte vorher noch Beide befragen, ſowohl den Freiherrn, den er bereits einmal, wie den alten Kammerdiener, den er noch gar nicht vernommen. Bevor er die Beiden vernahm, mußte er aber, um für ihre Befragung eine haltbarere Grundlage zu gewinnen, noch einmal die alte Amme über die Vergiftungsnacht vernehmen. Ihre ganze Mittheilung darüber hatte er nur aus dem Munde eines Dritten, des Rentmeiſters; es waren überdies darin Dunkelheiten und Widerſprüche mit der Ausſage des Freiherrn Oswald.

Er ließ durch den Gerichtsdiener die Amme herführen.

Dann wollte er zuerſt den Kammerdiener, und zuletzt den Freiherrn vernehmen. An eine Flucht der Beiden unterdeß dachte er nicht. Der Freiherr Carl wußte vielleicht nicht einmal von der Anweſenheit des Freiherrn Oswald; von deſſen Enthüllungen konnte er keine Ahnung haben. So mußte er ſich für ſicher halten, und ohne ihn floh der alte Theodor nicht.

Die alte Roſe erſchien noch befangener vor dem Aſſeſſor, als das erſtemal. Hatte ſie unterdeß den Rentmeiſter

gesprochen? Sie hatte es, doch das schadete nichts; um so eher sagte sie dem Assessor die Wahrheit.

„Sie haben mir vorhin nicht die volle Wahrheit gesagt," redete er sie an.

„Nein!"

Mit dem Worte hatte sie vom Herzen weg, was sie befangen gemacht hatte.

„Sie hatten," fuhr der Assessor fort, „mir namentlich verschwiegen, daß Sie den Freiherrn Oswald in der Nacht vor dem Tode der Freifrau im Schlosse gesehen hatten."

„Ich hatte es Ihnen verschwiegen."

„Warum?"

„Um keinen Verdacht auf einen Unschuldigen zu werfen."

„Sie halten den Freiherrn Oswald für unschuldig?"

„Er hat die Freifrau nicht vergiftet."

„Wer denn?"

„Herr Assessor, Sie müssen jetzt die volle Wahrheit erfahren. Der Rentmeister hat Ihnen gesagt, was ich ihm mitgetheilt hatte. Ich hatte auch ihm nicht Alles gesagt, wie es war, ich wollte den Freiherrn Carl nicht anklagen. Seit einigen Stunden, seitdem Sie mich vernommen und ich Ihnen soviel verschwiegen hatte, hat mich eine schreckliche Angst befallen — ich könne durch Lügen und Verschweigen ein noch größeres Unglück anrichten, als wir es im Schlosse schon haben. So hören Sie denn. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag war zuerst der Freiherr Oswald im Zimmer der gnädigen Frau gewesen. Ich hatte seine Stimme nicht erkannt, aber als ich ihn nachher im Corridor sah, wurde es mir klar, daß es nur seine Stimme gewesen war, die ich vorher gehört hatte. Später aber hörte ich diese nicht mehr, und es war nur die Stimme des Freiherrn Carl, die am Bette, in dem Zimmer der Freifrau sprach. Er er allein war nachher nur noch bei ihr. Er und der Freiherr Oswald mußten sich im Corridor begegnet sein, als ich den Letzteren darin sah. Der Freiherr Oswald hatte

dann das Schloß verlassen; der Freiherr Carl war zu seiner Frau gegangen. In meinem Schreck und meiner Angst hatte ich es nicht so genau gehört."

„Und wer hätte der Freifrau das Gift gegeben?" fragte der Assessor.

„Ich weiß es nicht."

„Nur Einer von Beiden könnte es ihr gegeben haben, der Freiherr Carl, oder der Freiherr Oswald."

„Sie kann es auch allein genommen, sich selbst eingeschüttet haben."

„Sie haben dem Rentmeister gesagt, es sei zur Zeit des Einschüttens und Trinkens Jemand bei ihr gewesen!"

„Ja, ja. Ich hatte es auch so gemeint. Aber ich habe mich nachher besonnen, vorhin noch, den ganzen Abend. Und da ist mir Alles dunkel und verwirrt geworden, und so muß es mir auch schon in der Nacht selbst gewesen sein. Ich hatte mich so erschrocken, ich hatte die ungeheuerste Angst; ich wußte nicht, sollte ich zu der Freifrau hineingehen, sollte ich Hülfe rufen, sollte ich sonst etwas thun? Da kam mir das Eine durch das Andere — hernach erst recht. Aber heute Abend, als ich nochmals nachsann, als ich mir Alles, jedes Einzelne Stück für Stück wieder in die Gedanken rief, da und jetzt noch ist mir, als sei die Frau allein, als sei gar Niemand bei ihr gewesen, da das Glas an ein anderes Glas anstieß und da ich sie dann trinken hörte. Und so muß es auch wohl gewesen sein. Eine ruhige, feste Hand hätte bei dem Eingießen nicht angestoßen und nicht so viel auf Decke und Bett verschüttet."

Die alte Frau sprach mit allen Zeichen der Wahrheit.

„Haben Sie vorher irgend eine verdächtige Flasche oder Phiole bei der Freifrau gesehen?" fragte der Assessor sie.

„Niemals."

„Haben Sie nachher mit der Freifrau von der Nacht gesprochen?"

„Nein. Sie fing nicht davon an, da hatte ich keinen Muth dazu."

„Sie glauben an einen Selbstmord der Freifrau?"

„Ich weiß nichts; ich weiß nicht, was ich glauben soll."

Der Assessor hatte noch eine Frage an sie. Sie war einer Antwort darauf früher ausgewichen. Sollte er sie jetzt auch hier aufrichtiger finden?"

„Halten Sie den Freiherrn für denselben Freiherrn Carl, dessen Amme sie waren?" fragte er sie.

Er fand sie aufrichtig; aber eine Auskunft erhielt er nicht.

„Ich weiß es nicht," antwortete sie. „Ich kann nicht ja, ich kann nicht nein darauf sagen. Ich meine, er ist es nicht; ich meine, wenn er es wäre, so müßte ich so Manches an ihm sehen, was ich nicht finde. Aber er kann es dennoch sein. Sollte ich sterben müssen, ich kann nichts Anderes sagen."

„Und nun?" fragte sich der Assessor.

Er war doch mit sich zufrieden, daß er vorhin nicht sofort zur Verhaftung geschritten war. Er entließ die Amme und befahl dem Gerichtsdiener, den Kammerdiener Theodor herzuführen.

Der Gerichtsdiener kam erst nach längerer Zeit mit einem etwas verlegenen Gesichte zurück. „Der Kammerdiener Theodor ist nicht zu finden, nicht im Schlosse, nicht in den Nebengebäuden. Seit zwei Stunden hat ihn Niemand mehr gesehen," meldete er.

Seit zwei Stunden hatte der Assessor sich mit jenen Befragungen des Rentmeisters, des Freiherrn Oswald und der Amme beschäftigt.

„Hat man ihn in den Zimmern des Freiherrn gesucht?" fragte er den Gerichtsdiener.

„Auch den Freiherrn," lautete die Antwort, „hat in den letzten zwei Stunden Keiner gesehen. Seine Zimmer sind verschlossen."

Dem Assessor wurde es etwas warm. „Ich werde selbst nachsehen," sagte er.

Er ging zum Schlosse. Als er aus der Rentmeisterei in den Schloßhof trat, war es fast Mitternacht. Auf dem

Digitized by Google

Hofe war es still und dunkel. So lag auch das große, weite Schloß da, man sah nur am Eingang ein Licht darin. Das Portal war verschlossen oder angelehnt; im Innern, in der Halle, dämmerte ein schwacher Schimmer von dem einzigen Licht, das man in dem weitläufigen Gebäude sehen konnte.

Der Assessor ging auf das Portal zu, es war verschlossen, aber der Portier war da und schien seine Ankunft gehört zu haben. Als er an das Thor trat, wurde es von innen geöffnet und der Portier stand vor ihm.

„Ist der Freiherr im Schlosse?" fragte ihn der Assessor.

„Ich weiß es nicht. Er ging vor zwei Stunden, gegen zehn, aus dem Portale; ich dachte, er wolle zur Rentmeisterei. Seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen. Er kann aber durch eine Seitenthür zurückgekehrt sein."

„Ist kein Bedienter hier, mich zu ihm zu führen?"

„Ich bin allein im Schlosse. Oben ist nur noch der Kaplan bei der Leiche der gnädigen Frau, und in dem Zimmer nebenan die alte Amme mit dem Kinde."

„Sonst ist Niemand im Schlosse?"

„Wenn der gnädige Herr nicht da ist, nein."

„Führen Sie mich zu den Zimmern des Freiherrn."

„Haben Sie die Güte, mir zu folgen."

Der Portier geleitete den Assessor durch die Halle, in der nur eine Lampe brannte, zu der in die oberen Theile des Schlosses führenden großen Treppe. Auch die Treppe war nur schwach erleuchtet, so auch der Corridor des ersten Stockes, an dem die Gemächer der Freifrau lagen.

Sie erstiegen die zweite Treppe und gelangten in den Gang, an dessen Ende der Freiherr seine Wohngemächer hatte. Der Assessor vernahm keinen Laut als den seiner Schritte und seines Begleiters. Beide gingen schweigend nebeneinander. Ihre Schritte hallten laut wieder durch die mitternächtliche Stille des weiten und öden Schlosses. Sie erreichten die Gemächer des Freiherrn, und auch hier war Alles dunkel und still.

Digitized by Google

„Das ist das Wohnzimmer des gnädigen Herrn," sagte der Portier, auf eine Thür zeigend.

„Melden Sie mich an," sagte der Assessor.

Der Portier klopfte an die Thür, erhielt aber keine Antwort. Es blieb Alles still.

„Oeffnen Sie die Thür," befahl ihm der Assessor.

„Wenn sie nicht verschlossen ist," meinte der Portier.

Das Gesicht des Mannes zeigte auf einmal eine so sonderbare Angst, wie wenn er fürchte, in ein Gemach des Todes zu treten — in ein zweites — eins war schon da.

„Oeffnen Sie," mußte der Assessor zum zweiten Male sagen. Auch in seinem Gesichte las man eine eigenthümliche Spannung.

Der Portier öffnete; die Thür war nicht verschlossen.

Der Assessor trat in das Wohnzimmer des Freiherrn. Auf einem Tische in der Mitte desselben brannte hell eine Lampe. Ihr Licht zeigte das Zimmer in dem ordentlichsten Zustande eines Wohnzimmers, dessen Bewohner es vor kurzer Zeit verlassen hatte, um nach kurzer Zeit zurückzukehren.

Das Zimmer hatte eine Seitenthür, die in das Schlafzimmer des Freiherrn führte. Der Assessor öffnete die Thür rasch, in der Aufregung, in der er war. Der Schein der Lampe des Wohnzimmers fiel hell durch die geöffnete Thür und beleuchtete ein Schlafgemach. Es war auch hier Alles in der größten, in einer fast musterhaften Ordnung. Das aufgeschlagene Bett erwartete noch seinen Bewohner für die Nacht. Der Assessor war wohl auf etwas Anderes gefaßt gewesen, auch der Portier; dem Manne sah man an, wie ihm ein Stein vom Herzen fiel. Aber der Assessor mußte noch in das Schlafgemach hineingehen, er mußte sich darin umsehen, er mußte darin suchen. Er fand nichts.

„Bewohnt der Freiherr noch andere Zimmer?" fragte er den Portier.

„Nein."

Digitized by Google

Der Verkehr ist lebhaft und Preise sind gut.

Es ist Zeit, daß ich den Brief schließe. Ich bin müde und will schlafen gehen. Ich habe heute viel gearbeitet. Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß ich Ihnen für Ihren letzten Brief danke. Ich habe ihn mit großem Vergnügen gelesen. Ich hoffe, daß Sie mir bald wieder schreiben werden. Ich werde Ihnen dann auch wieder schreiben. Ich werde Ihnen dann auch wieder schreiben. Ich werde Ihnen dann auch wieder schreiben.

Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß ich Ihnen für Ihren letzten Brief danke. Ich habe ihn mit großem Vergnügen gelesen. Ich hoffe, daß Sie mir bald wieder schreiben werden. Ich werde Ihnen dann auch wieder schreiben. Ich werde Ihnen dann auch wieder schreiben. Ich werde Ihnen dann auch wieder schreiben.

Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß ich Ihnen für Ihren letzten Brief danke. Ich habe ihn mit großem Vergnügen gelesen. Ich hoffe, daß Sie mir bald wieder schreiben werden. Ich werde Ihnen dann auch wieder schreiben. Ich werde Ihnen dann auch wieder schreiben. Ich werde Ihnen dann auch wieder schreiben.